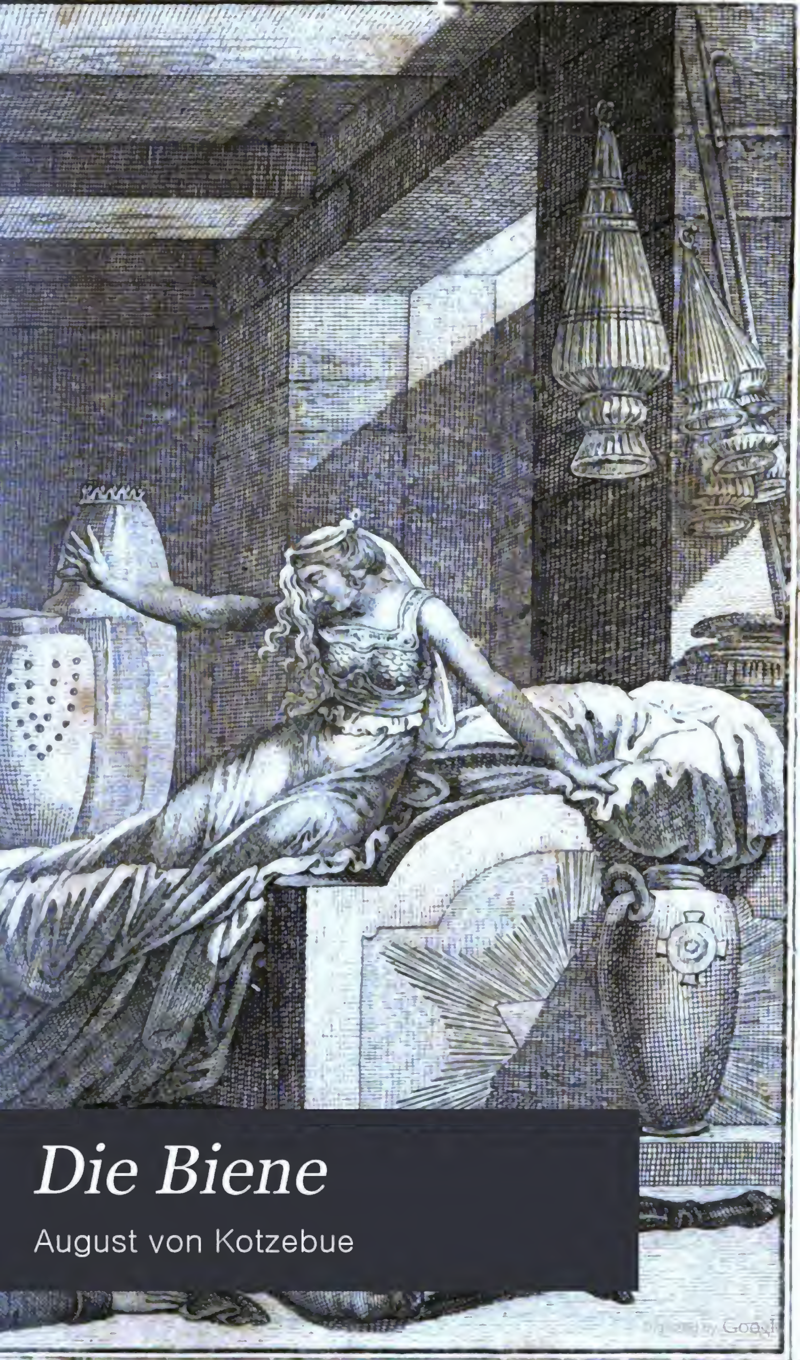
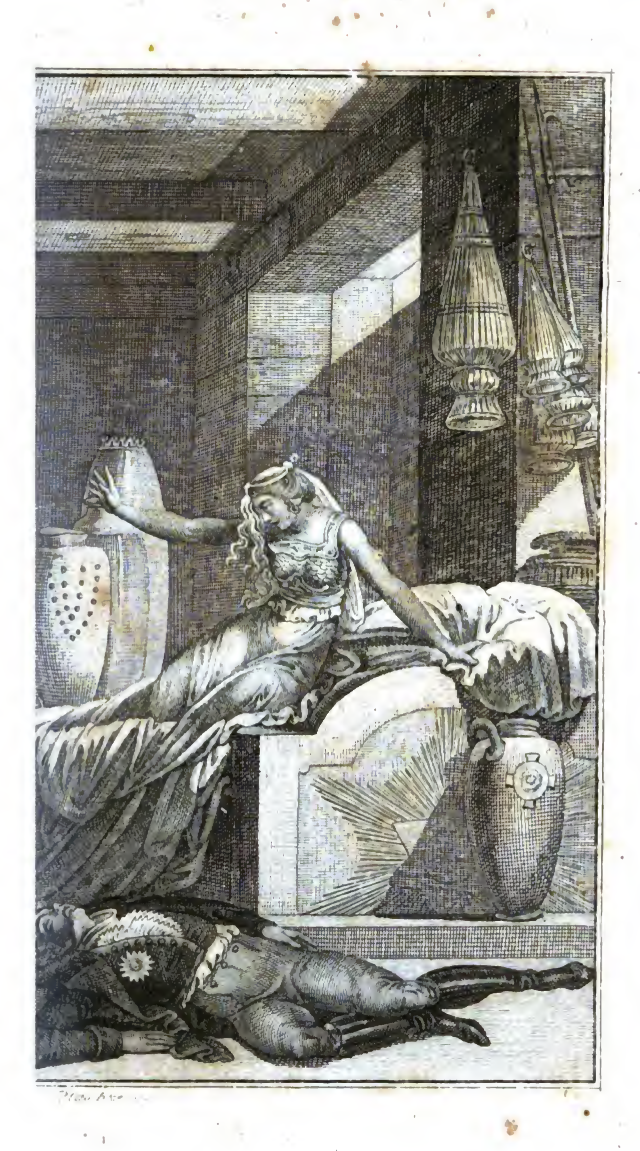


Die Biene

August von Kotzebue

350.



Die Biene.

Eine Sammlung
kleiner Erzählungen, Geschichten, Anekdoten und Miszellen.

Von

August von Kotzebue.

Drittes Bändchen.

Berlin.
1809.



Die Biene.

Von

A. v. Kotzebue.

Drittes Bändchen.

A

Die barmherzigen Schwestern.

Wir lesen in den Zeitungen, daß die Mutter des französischen Kaisers einen nicht minder ehrenvollen Titel, nemlich den einer Mutter der Armen und Kranken zu erwerben sucht. Unter andern hat sie auch die barmherzigen Schwestern in ihren Schutz genommen, und fürwahr, diese Priesterinnen der Menschheit, deren tägliche Beschäftigung darin besteht, für Andere mit dem Tode zu ringen, sind bewundernswürdiger als der Held, der eine Batterie erstürmt. Ihre bescheidenen Annalen, die Niemand liest, enthalten die rührendsten Züge von Hingebung, von Heldenmuth, mit dem sie allen Gefahren trotzten, und — unberühmt unterlagen. Eine schreckliche Seuche verheerte Frankreich im Jahr 1348, eine Geschwulst unter der Achsel raffte die Kranken in zwey Tagen hin. Paris wurde entvölkert. Im großen Hospital, Ho-

tel dieu) starben täglich mehr als 500 Menschen. Nie erfüllten die barmherzigen Schwestern ihr schönes Gelübde mit wärmern Eifer. Zweymahl wurden sie selbst Alle ein Opfer ihrer thätigen Menschenliebe; zweymahl traten andere mit demselben Muthe an ihre Stelle. Wenn neue Krieger in einer Schlacht sich zweymal an die Plätze der Gefallenen drängen, so stößt die Fama in ihre Posaune und verkündet es noch der späten Nachwelt, indessen kaum Einmal in einer Gedächtniß-Predigt jenes größern weiblichen Heldenmuthes erwähnt wird, der unter dem Geläute der Todtenglocken sich weit erhabener zeigt, als die Tapferkeit des Kriegers unter dem Donner der Kanonen. Dieser darf sich nur auf wenige Stunden zum Kampf ermuthigen, und nicht selten verdankt er den Sieg der Branntweinsflasche; jene Frauen müssen in jeder Sunde ihres Lebens dem Tode nüchtern entgegen treten; dieser hofft den Frieden, mit ihm Genuß und Ruhe zu erkämpfen; jene dürfen, nach hundert erfochtenen Siegen, doch nur im Grabe Ruhe, und jenseits des Grabes Lohn hoffen. Dieser mordet im Dienste der Ehr- und Habsucht, Jene, im Dienste der Menschheit, schenken neues Leben. Wem gebührt der Kranz?

Die Decenz der Türken.

Ein deutscher Arzt schreibt aus Smyrna: Die Gemahlinn eines vornehmen Türken hat ein schleichendes Fieber, ihre Ohrendrüsen sind sehr geschwollen, und auf mein Befragen erfuhr ich auch von ihr selbst, daß die Achseldrüsen sich in gleichem Zustande befänden. Die Ohrendrüsen habe ich selbst untersucht, und dennoch ihr Gesicht nicht gesehen. Der Herr Gemahl hatte ihr sogar die Hände dicht in Musselin gewickelt, so daß ich beym Pulsfühlen ihre Hand nicht berühren konnte. Indessen hatte ich doch den Hals berührt, der wohl eben so viel werth seyn mochte als ihre Hände. Ehe man hier zu Lande einem Arzt erlauben würde, gewisse Theile des Körpers zu sehn, ehe würde man das Frauenzimmer sterben lassen, wenn man auch sicher wüßte, der Arzt könne sie heilen. — Die Schwester des Pascha hat eine Fistel, wie man sagt, aber sie muß daran sterben, denn ob sie

gleich unverheyrathet ist, so leidet doch ihr Bruder nicht, daß ein Arzt ihr zu nahe kommt. — Vor einigen Jahren machte sich hier ein Dominicaner durch Charlatanerie berühmt. Er hatte von einer Magd die Krankheit ihrer Dame sorgfältig erfragt, nun ließ er die sittsame Kranke einen Strick halten, dessen anderes Ende er selbst faßte, dem Stricke gleichsam an den Puls fühlte, und in großer Entfernung alle Symptome der Krankheit erzählte, das ist ein geschickter Mann! rief der Gemahl der Türkin, und belohnte ihn reichlich.

Der Verfasser dieser Nachrichten erwähnt auch des unter den Türken üblichen Zungen-Abschneidens als Strafe für Verspottung des mahomedanischen Glaubens. In den Gebürgen von Kurdestan soll es sehr gewöhnlich seyn.

Wink und Warnung für Geschichtschreiber.

Es giebt eine Geschichte von Lothringen vom Abt Bexon, in welcher der Verfasser mit Wahr-

heit und Bitterkeit klagt, daß die Geschichte öfter Verbrechen als Tugenden verewige. „Die Einzelnen vergessend, ruft er aus, das Volk verachtend, mahlt sie nur *einige* Männer des Jahrhunderts, nicht die *besten*, sondern die *berühmtesten*. An dem sanften *Lichte*, welches die Tugend, freylich nur in ihrer Nähe, verbreitet, geht die Geschichte vorüber, um den *Schimmer* abzustarren, den Ruhm und Ehrgeitz von sich strahlen. Privattugenden übersehend, weil sie unberühmt und ohne Nacheiferung bleiben, schildert sie unaufhörlich nur die glänzenden Verbrechen [illegible] Farben, welche Seelenkleinheit und dumme Bewunderung ihr liefern. Ueber diese Verbrechen streut sie den Weyhrauch mit vollen Händen, den sie der Weisheit und dem wahren Glück entzieht. Welche Wuth, Bösewichter und zugleich unsern Jammer zu verewigen! — Der Schatz, den die Geschichte uns überliefern, den sie der Zeit entrücken sollte, ist *Tugend*, *Menschlichkeit*, *Wohlthätigkeit*. — In ein versiegeltes Grab sollte sie alle die blutdürstigen Helden verschliessen, die sie, gleich weheschreyenden Gespenstern unter uns wandeln läßt. Tief vergraben sollte sie alle die zerstörenden Keime, die aus den Leichen der durch Verbrechen gemordeten Nationen hervorwachsen. Ja, die Geschichte sollte sich nie an-

derer Menschen erinnern, als jener guten tugendhaften, welche die Wonne ihres Zeitalters waren, und welchen dankbarbewegte Zeitgenossen die Unsterblichkeit wünschten." — Ein französischer Recensent fügt hinzu: „Ohne Zweifel würde die Geschichte, nach diesem schönen Plan bearbeitet, unendlich viel mehr Nutzen stiften; allein wer wird ihn befolgen? Immer werden die Menschen geblendet durch den Glanz solcher Thaten, welche von Kraft zeugen, die Grösse in Zerstörung setzen, Raub und Verwüstung mit Beyfall krönen, hingegen von friedfertigen Fürsten und Nationen schweigen, die im Stillen ein Glück ohne Schimmer suchen. Arme Menschen! wie leicht seyd ihr zu betrügen!

Ueber Theater.

Schreiben an Frau von W*)

Ihr letzter Brief aus Neapel, meine theure Freundin, fodert mich auf, Ihnen zu sagen, ob ich jemals ein prächtigeres Theater gesehen habe, als das von Sanct Carlos? — Ich, ein

Kind des achtzehnten Jahrhunderts, muß Ihnen freylich mit Nein antworten. Darum dürfen Sie aber nicht glauben, es habe nie ein prächtigeres gegeben. Da Sie sich eben jetzt in einem Lande befinden, in welchem einst die durch Raub übermässig reich gewordenen Römer herrschten, so kann ich mir nicht versagen, Sie in einige altrömische Theater zu führen, wo der heilige Carlos eine armselige Figur gespielt haben würde.

Im Jahr 694 nach Erbauung Roms, und — um recht gelehrt anzufangen — unter dem Consulat des Piso und Gebinius, baute der Aedil Scaurus auf seine Kosten ein Theaterwunder für einen einzigen Monat. Es bestand aus drey Stockwerken, das erste von Marmor, das zweyte von Crystall, das dritte von verguldetem Holzwerk. Die Façade war verziert mit 360 der seltensten Marmorsäulen, die untern 38 Fuß hoch, die übrigen von verhältnißmässiger Größe. Zwischen diesen Säulen erblickte man dreytausend Statüen von Bronze, und eine unendliche Menge von Gemählden aus Sicyon, wo damals die berühmteste Mahlerschule blühte. Das sehr reich geschmückte Parterre, (oder wie Sie es nennen wollen) konnte 80000 Zuschauer fassen. Mit Einem Wort: Alles zusammen genommen,

die kostbare Garderobe der Schauspieler mit eingerechnet, war von so ungeheurem Werth, daß Ihnen das folgende Factum unglaublich vorkommen wird. Scaurus nemlich verzierte, nach der Zerstörung dieses Theaters, mit dessen Ueberresten sein Haus zu Rom. Was dann noch übrig blieb, (also das Geringste) wurde auf sein Landhaus zu Tusculum gebracht. Dies Landhaus verzehrten die Flammen, und man schätzt den Verlust auf hundert Millionen Sestertien (über drey Millionen Thaler). Nun denken Sie sich, wie viel das ganze Theater gekostet haben mochte.

Scaurus fand freylich wenige Nachahmer; wer hätte ihn noch überbieten können? — wenn auch hie und da in der Thorheit Mancher ihm gleich kam, so fehlte es doch an der nöthigen Kraft. Das fühlte Curio im Jahr 701, und ergriff, um sich auszuzeichnen, ein anderes Mittel. Sein Gebäude — von dem Sie aber keine deutliche Beschreibung von mir erwarten dürfen — bestand eigentlich aus zwey Theatern von Holz. Zwey bewegliche Bühnen standen gegen einander gerichtet, und konnten so gedreht werden, daß sie sich vereinigten, und Ein Amphitheater bildeten, so daß nunmehr Fechterspiele und Thierkämpfe auf die Schauspiele folgten. Die

Römer waren entzückt über diese neue Idee, ob gleich, wie man sagt, dieselbe mit einiger Gefahr verbunden war, denn wenn die Bühnen anfiengen sich zu drehen, so drehten sich 60000 Zuschauer mit. Ich bekenne, daß ich keinen Begriff von dem Mechanismus habe, durch welchen dieß bewirkt wurde, *) und will Ihnen meine, obgleich verbürgte Erzählung auch nicht als einen Glaubenspunct aufdringen. Plinius, dem ich sie verdanke, macht, ein wenig declamatorisch, sehr bittere Bemerkungen darüber, daß ein hochweiser, römischer Magistrat, und ein ganzes Weltbeherrschendes Volk, sich während Städte verschlungen wurden, gleichsam auf zwey Schiffe setzte, und, im Vertrauen auf eine einzige Walze, dem Schauspiel ruhig zusah.

Auch über die ungeheure Verschwendung des Scaurus donnert Plinius, rechnet sie unter die Hauptquellen der römischen Sittenverderbniß, und zweifelt, ob die Vertheilungen des Sylla dem Staate mehr Schaden zugefügt. „Dreyhundert und sechzig Säulen!" ruft er aus, in einer Stadt, wo man Einem der angesehensten Bürger ein Verbrechen daraus machte, daß er sechs Säulen vom Berge Hymet in seinem Hau-

*) Graf Caylas hat darüber geschrieben.

se aufgestellt hatte." — Ein Geschichtschreiber fügt dem Bericht des Plinius noch bey: daß ein gewisser Römer, welcher verpflichtet war, die berühmten unterirdischen Abzüge in Rom, Cloaken genannt, stets im brauchbaren Stande zu erhalten, den Scaurus aufforderte, sich zum Ersatz alles Schadens verbindlich zu machen, wenn das Schleppen seiner schweren Säulen über die Strassen, die Gewölbe erschüttern sollte. Aber diese Gewölbe, die seit Tarquin dem Aeltern, also schon fast 700 Jahr, standen, werden auch noch heute, nach einigen tausend Jahren, von den Reisenden als Eines der wohlerhaltenen Wunder des alten Roms angestaunt.

Da ich nun einmahl die Ungeschliffenheit begangen, in einem Briefe an eine liebenswürdige Dame die Schriften alter Graubärte zu citiren, so kann ich nicht umbin, auch noch eine merkwürdige Stelle des Plutarch zu erwähnen, welche die Wundergeschichte von dem Theater des Curio ein wenig zweifelhaft macht. Plinius hatte es freylich nicht selbst gesehn; er schrieb vom Hörensagen, ungefähr 130 Jahr nachher; es wäre also wohl möglich, daß, während dieser Zeit die seltsame Maschine des Curio sich so lange in den Köpfen der Römer herumgedreht hätte, bis ein

Wunderding daraus entstand. Diese Muthmassung unterstützt Plutarch durch folgende Erzählung:

Zugleich mit dem Curio war ein gewisser Favonius Aedil, und also, Kraft seines Amtes, gleichfalls verpflichtet, das römische Volk mit Schauspielen zu unterhalten. Er hatte einen mächtigen Freund, den ehrwürdigen Cato, der ihn dabey zu unterstützen versprach, und sich herablies, die Unkosten selbst zu reguliren. Und was bestimmte er? statt goldener Kronen, welche die Schauspieler und Musiker sonst zu erhalten pflegten, theilte er blos Oelzweige aus, wie bey den olympischen Spielen; und statt der kostbaren Geschenke, welche andere Aedilen gewöhnlich unter die Zuschauer vertheilten, gab er den Griechen nichts als Sallat, Rüben, Sellery, den Römern nichts als etwas Wein, Schweinfleisch, Feigen, Gurken und ein paar Klaftern Holz. Dabey erschien er aber selbst im Theater, und ersetzte durch seinen Beyfall, jeden Mangel der Pracht so vollkommen, daß die meisten Zuschauer das herrliche Theater des Curio verliessen, und zum Favonius eilten.

Nun ist freylich wahr, daß die Römer eine ausserordentliche Ehrfurcht für Cato hegten, aber

dennoch scheint fast unglaublich, daß sie einer Bühne sollten entlaufen seyn, wo kostbare Geschenke ihrer harrten, um sich vor einer andern mit Feigen und Gurken zu begnügen. Ich möchte also eher annehmen, des Plinius Bericht sey übertrieben.

Doch wieder auf Ihr so sehr gerühmtes Theater Sanct Carlos zu kommen, so möchte wohl schon das Theater des Pompejus ihm den Rang streitig gemacht haben. Dieser Held entlehnte den Plan dazu von der Bühne zu Mytilene. Es faßte nur 70000 Menschen, aber es war gleichfalls mit Marmorsäulen, Statüen von Bronze und Gemählden, aus Corinth, Athen, und Syracus, reich verziert, und er gab ihm noch zwey besondere, ganz neue Vorzüge: der Erste, eine Art von Wasserleitung, welche das Wasser im ganzen Gebäude herum führte, die Durstigen erquickte und den Ort erfrischte. Der Zweyte: er machte Sitze für die Zuschauer, die bis zu seiner Zeit, immer hatten stehen müssen; eine neue Weichlichkeit, zu welcher er die Römer verleitete, und die ihm von den strengen Alten, unter andern vom Tacitus, mißbilligend vorgerückt wird. Er wollte aber auch, wo möglich, sein Werk verewigen. Bis dahin war es üblich gewesen, die Theater nur, gleich unsern Bretter-

buden auf Jahrmärkten, für die kurze Zeit zu erbauen, wo darauf gespielt werden sollte. Pompejus hingegen führte seinen Bau von behauenen Steinen fest genug auf, um einer Ewigkeit zu trotzen, und damit es weder dem launischen Volke, noch dessen Magistrate jemahls einfallen möchte, es zu zerstören, setzte er in dessen Mitte einen prächtigen Tempel der Venus, und stellte es folglich gleichsam unter den Schutz dieser Göttin, wie das Theater zu Neapel unter dem Schutz des heiligen Carlos steht.

Wenn ich Ihnen zum Schluß noch etwas vom Theater des Marcellus erzähle, so thue ich es nicht, um die Liste der Nebenbuhler des Sanct Carlos zu vermehren, sondern weil ich einen Brief an eine edle Frau und zärtliche Mutter nicht besser zu endigen weiß, als indem ich an eine der edelsten Römerinnen und zärtlichsten Mütter sie erinnere — Octavia! die ihren Liebling, ihren Marcellus, im zwanzigsten Jahre seines Alters verlohr. Ihm zu Ehren erbaute Augustus ein Theater, das noch heute steht, und auch sogar noch gebraucht wird. Aber glänzender noch brachte Virgil seinen Nahmen und seine Tugenden auf die Nachwelt durch eine rührende, mit Recht bewunderte Stelle im sechsten Buch der Aeneide, bey welcher Octavia und Augustus uns

zählige Thränen vergossen; ja, bey den Worten: tu Marcellus eris, fiel die trauernde Mutter in eine tiefe Ohnmacht. Nie konnte sie über diesen Verlust sich trösten. Virgil empfing von ihr für jeden Vers seiner Lobrede ein Talent — (das ist weit mehr als man heut zu Tage für einen ganzen Band von Lobgedichten zu geben pflegt, denn ein Talent betrug gegen 1200 Thaler) — allein diese kostbaren Verse erneuerten jedesmahl ihren Schmerz so heftig, daß sie endlich nichts mehr davon hören wollte. Sie begrub sich in die Einsamkeit, und überließ sich einer Melancholie, die fast an Wahnsinn grenzte; denn, um ihren Unwillen zu erregen, war es schon genug, Mutter zu seyn. Kein Bild ihres Sohnes durfte man ihr unter die Augen bringen, Niemand wagen, in ihrer Gegenwart von ihm zu sprechen. Seneca hat des Jünglings Tugenden und der Mutter Schmerz unnachahmlich geschildert.

Die Waldenser und die Feldmäuse.

Unter der Regierung Franz des Ersten in Frankreich erklärten sich in der Provence zwey Gemeinden

ten der Dörfer von Cabrieres und Merindole für die Lehre der Waldenser, die bekanntlich der lutherischen glich, deren Eindringen in seine Staaten der König abzuwehren strebte. Darum eiferte er nun auch gegen die Waldenser, und befahl dem Parlaments-Präsidenten in Provence, Chausseneux, mit aller Strenge gegen sie zu verfahren. Der Präsident, ein braver, toleranter Mann, gehorchte ungern. Man wollte die Häupter der Secte in Verhaft nehmen, allein beyde Gemeinden erklärten laut: sie wären ihr mit gleichem Eifer ergeben. Man mußte folglich ihnen Allen den Prozeß machen; Alle bekannten sich schuldig und beharrten hartnäckig auf ihrem sogenannten Irrthum. Da nun der König ausdrücklich befohlen hatte, sie in die Strafe, welche andere Ketzer leiden mußten, zu verdammen; so sah Chasseneux sich genöthigt, folgendes hartes Urtheil zu sprechen: „Die Häupter der Gemeinden sollen lebendig verbrannt, die übrigen aus dem Reiche verjagt, ihre Güter confiscirt, ihre Wohnungen geschleift werden, wenn sie nicht binnen einer kurzen Frist ihre Irrthümer abschwören.

Kaum hatte der menschenfreundliche Mann diesen schrecklichen Spruch verkündet, als er selbst, niedergeschlagner als die Verurtheilten, einen einsamen Spaziergang suchte, um über die

Mittel nachzudenken, die wirkliche Vollstreckung zu verzögern. Da fand ihn ein alter Bekannter, ein Edelmann aus Burgund, mit dem er Umgang gepflogen, als er noch zu Autun Advocat des Königs war. Der ehrliche Burgunder, die Ursach seines Kummers vernehmend, hub lächelnd an:

„Haben Sie denn schon vergessen, was einst zu Autun sich zutrug? Die Mäuse verheerten die Felder; die verzweifelten Bauern — sonst gute Catholiken — wandten sich an den Bischof, mit der sehr ernstlich gemeinten Bitte, die Mäuse in den Bann zu thun. Der Bischof war sehr verlegen; er wollte das Volk nicht aufbringen, und doch auch die Kraft seines Bannstrahls nicht zweifelhaft erscheinen lassen. Da riethen Sie ihm: er solle sich auf das canonische Recht berufen, welches ihm auferlege, Niemanden ungehört zu verdammen; er müsse daher die Mäuse zuvor vor seinen Richterstuhl laden, und könne sie nur dann — wenn sie etwa ungehorsamlich nicht erscheinen sollten — in contumatiam verurtheilen. Der Bischof befolgte ihren Rath; die Bauern fanden das sehr vernünftig; der Bischof citirte die Mäuse auf einen gewissen Tag; unterdessen kam Regen und Hagel, der Bann wurde zu rechter Zeit ausgesprochen, und das ganze Mäusevolk ging unter.“

Chasseneux umarmte seinen Freund, und machte sogleich bekannt, daß die widerspenstigen Gemeinden sich einer Frist von länger als einem Jahre zu erfreuen hätten. Unterdessen wirkte er von Franz I. Begnadigungsschreiben für diejenigen aus, die, in einer abermahls verlängerten Frist, sich unterwerfen würden. Sicher würde der wackere Mann auf diese Weise nach und nach die ganze Sache in Vergessenheit gebracht haben, wäre er nicht von wüthenden Feinden der Toleranz vergiftet worden. Sein blutdürstiger Nachfolger ließ das grausame Urtheil vollstrecken.

Der letzte Dauphin.

Als dieses erseufzte, und in der Folge beseufzte Kind gebohren wurde, da schien ganz Frankreich von Freude berauscht. Alles jubelte, Alles machte Verse. Der eine führte die Liebesgötter zu der Wiege, um die schon die Furien standen, jene flatterhaften Götter überreichten dem Dauphin

— — ample moiſſon de coeurs,
Tous les François avoient donné les
leurs.

(Der Dichter redete wahr, denn das Volk gleicht den Kindern, die sehr bereitwillig schenken, aber im nächsten Augenblicke das Geschenkte zurücknehmen.) Ein anderer Liebesgott führte an Blumenketten die Ziege Amalthea, um die Amme des neugebohrnen Jupiter zu werden, indessen wiederum andere

Conſidéroient avec un telescope
L'astre natal et dreſſoient l'horoscope,

Diese waren aber schlechte Astrologen, sie prophezeihten gewaltig viel Glück. Dort saß ein anderer und spann. Er hatte nehmlich der Parze ihre Spindel gestohlen, und spann nun einen ausserordentlich langen Faden.

Qui'l file bien nos plaisirs et sa gloire;
Ah! qu'il promet de matiere à l'hi-
stoire!

Diese Prophezeihung ist gewissermassen eingetroffen. Die Geschichte wird wenigstens den letzten Dauphin nicht vergessen; wenn sie gleich

von dem plaisir und der gloire nichts erwähnen sollte. Auf die Liebesgötter folgten natürlich die Musen. Eine derselben

Chante Louis père d'un peuple heureux. —
L'auguste reine qu'on adore.

Die Beweise lieferte das glückliche Volk sieben Jahre später. Nun brachten alle Götter ihre Gaben.

Le père, dit Minerve, exemple des bons rois,
De mes plus tendres soins fut l'objet autrefois,
Je formerai le fils sur les vertus du père,
Je les embellirai de celles de la mère.

Aus dieser Minerva wurde bekanntlich nachher der Schuster Simon.

Ein anderer Dichter trat mit einer Cantate sehr feyerlich auf:

Il est né ce héros l'objet de tant de voeux!

Er weissagte das Heil der Welt; und fragte:

Quel terme peut borner sa carriere éclatante?

Das Schicksal in Trauer verhüllt, würdigte den Dichter keiner Antwort. Er fuhr fort zu weissagen:

L'univers va repandre une façe nouvelle;

Das ist eingetroffen.

Quel brillant avenir se dévoile à mes yeux

Auch das ist eingetroffen. Er läßt hierauf die Sonne von einem reinern Feuer glänzen, verbannt alle giftige Winde, versammelt alle Tugenden in Frankreich — (er hätte auch die Juden nicht vergessen sollen) — und schließt mit der Versicherung:

— — l'impitoyable Bellone
Ne ravagera plus l'espoir des laboureurs.

Das war freylich ein Irrthum, und nicht der Einzige. Ein anderer Reimschmidt fügte hinzu:

Tu regneras dans un heureux séjour,
Ou le peuple a d'un fils le tendre caractere,
Ou le monarque aimé par un juste retour
Est moins de ses sujets le maitre que le pére.

Die Beweise von dieser kindlichen Zärtlichkeit gegen den Vater sind noch in frischem Andenken.

Tausende von Gedichten erschienen damals, doch um ihren Inhalt zu kennen, brauchte man nur Eins zu lesen. Die Gelehrten wollten nicht zurückbleiben, sie wetteiferten mit den Dichtern. Einer derselben erzählte, daß bey der Geburt der berühmtesten Fürsten jederzeit Wunder und Zeichen geschehen wären, oder doch merkwürdige Begebenheiten sich zugetragen hätten. Am Alexanders Geburtstage verbrannte Herostrat den Tempel zu Ephesus, (das war freylich das bedeutendste Vorzeichen der Geburt eines Eroberers.) Als Pompejus, Cäsar und Carl der Große auf die Welt kamen, da war der

Himmel freygebig mit Phänomen. Bey Franz des Ersten Geburt mußte die Sonne sich Einmal und der Mond sich dreymal verfinstern. Combien Messieurs fährt der Gelehrte fort, l'astrologie se seroit distinguée dans un moment si flatteur pour la nation! Celle ci possedoit un roi adoré, une reine cherie (beyde sind enthauptet worden) mais il manquoit à ses desirs un rejeton digne d'eux qui perdétuoit, pour le bonheur de la france, leurs bienfaits, leur douce humanité et leurs vertus. Le peuple est dans les transports de la plus vive joye — chaque français semble prononcer avec plus de sensibilité et de dèvouement le nom de Bourbon.

Nun kommt er endlich auf die merkwürdigen Begebenheiten, welche die Geburt des Dauphin bezeichnen. Dieser wurde nehmlich am 22. October gebohren, an demselben Tage schuf Gott die Welt, zufolge der Behauptung der jüdischen und arabischen Schriftgelehrten. Am 22. Juny feyerten die Griechen ein großes Fest. Am 22sten Juny schlug Hannibal die Römer bey Thrasimene. Am 22sten Dezember vertrieb Ferdinand von Spanien die Mauren aus Sevilla und Murcia. Am 22sten August stürzte Heinrich Graf von Richmond, den König Richard III.

vom Throne. Am 22sten November wurde Carl Gustav von Schweden gebohren. Am 22sten July 1726 überwand Carl Martel die Saracenen bey Tours. Am 22sten May (1049) wurde Philipp I. gekrönt. Am 22sten July (1099) Gottfried von Bouillon als König von Jerusalem erkannt. Am 22sten August 1338) gewann Philipp von Valois die Schlacht bey Montcassel. Am 22sten May 1359) cedirte Hannibal, Dauphin von Viennois, seine Staaten an Frankreich unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs jederzeit Dauphin genannt werden solle. Am 22sten Februar (1402) wurde Carl VII. gebohren, der die Engländer aus Frankreich trieb. Am 22sten September (1435) schloß derselbe Monarch Frieden mit dem Herzog von Bourgogne. Am 22sten Februar (1495) hielt Carl VIII. seinen feyerlichen Einzug in dem eroberten Neapel. Am 22sten März (1594) that Heinrich IV. dasselbe in Paris. Am 22sten September (1601) wurde Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig XIV., gebohren, und am 22sten August vermählte sie sich mit Ludwig XIII. An demselben Tage (1638) verbrannte Sourdis die spanische Flotte u. s. w. Endlich am 22. April (1781) beraubte sich Ludwig XVI. eines Theiles seiner Hofspracht, um den Armen in den Hospitälern Betten dafür anzuschaffen.

Hier endigte der Gelehrte seine historischen Nachforschungen. Schade, daß derselbe Ludwig, der, mit Aufopferung seines gewohnten Luxus, die Hospitäler mit Betten versorgte, am 21sten, und nicht am 22sten Januar enthauptet worden, so ließe sich noch eine merkwürdige, wenn nicht Vorbedeutung, doch Nachbedeutung hinzufügen.

Die Kapelle am Ufer des adriatischen Meeres.

Wenn der Küstenfahrer im adriatischen Meere von der kleinen Insel Milete hinüber nach Ragusa steuert, so erblicket er, rechter Hand am Ufer, eine Kapelle mit einem vergoldeten Kreuze, und in geringer Entfernung von derselben ein ziemlich verfallenes Felsenschloß. Alsobald läßt jeder Matrose die Arbeit ruhen, um mit seiner rothen Mütze zwischen den gefalteten Händen, ein frommes Stoßgebet hinüber zu senden. Vor kurzem befanden sich mehrere Passagiere auf einem solchen Schiffe, unter andern auch ein Deutscher

und ein Ragusaner. Der letztere hatte sich viele Jahre in Wien aufgehalten; der Erstere wollte, nach Art seiner Landsleute, Alles wissen, alles ergründen, folglich auch den Ursprung dieser Kapelle, die, nach ihrer Bauart zu urtheilen, eben nicht alt zu seyn schien. Der gefällige Ragusaner setzte sich zu dem neugierigen Deutschen auf das Verdeck und erzählte:

In Carlsbad sahen Luise und Robert sich zum Erstenmahle; sie eine vaterlose Waise, die Begleiterinn einer kränklichen Mutter; er der jüngere Sohn aus einem angesehenen Hause; sie schön, jung, arm und fröhlich; er zehn Jahr älter, ein wenig ernst, ein wenig düster, doch nicht minder schön und arm. „Dein Vater war ein wackerer Mann von gutem alten Adel," hatte zu Luisen ihre Mutter gesagt, er verwaltete eine Reihe von Jahren hindurch einen angesehenen Posten bey den Finanzen und starb dennoch in Armuth. Der Fürst klagte laut, daß er Einen seiner treuesten Diener verlohren, der ihm Millionen erspart, und gab mir — zweyhundert Gulden Pension. Folglich wirst du dein künftiges Glück blos deiner Schönheit und Tugend verdanken."

„Dein Bruder ist Majoratsherr, so hatte zu Robert sein Vater gesprochen, „folglich bist du ein armer Teufel, dem nichts anders übrig bleibt, als hinter der Trommel sein Glück zu suchen. Eine Lieutenantsstelle hat mein Einfluß dir verschafft; ein paar Hände voll Ducaten will ich dir jährlich zuwerfen, und übrigens magst du sehn, wie du durch die Welt kommst."

Beyde Ermahnungen blieben nicht fruchtlos, denn Luise schmückte ihre Reitze mit Tugenden und Talenten, Robert seinen Muth durch Fleiß und Ehrgefühl. Auch hatten beyde noch eine Warnung der klugen Eltern — vor jener Liebe sich zu hüten, die ohne Sang und Klang durch die Augen in das Herz schleicht — bis jetzt gewissenhaft befolgt. „Nur ein wohlhabender Mann darf dir gefallen," predigte die Mutter, als ihre Tochter funfzehn Jahr alt wurde, und weil man in diesem Alter die Liebe noch nicht kennt, so nickte Luise freundlich, und antwortete: „das versteht sich."

„Nur ein reiches Mädchen kann deine Gemahlinn werden," predigte der Vater, als der Sohn in die Welt trat, und weil Robert eben von der ersten Wachtparade kam, mit vielem Wohlgefallen seine neue Uniform beschauend, so

lächelte er und antwortete: „das versteht sich, — Es verstand sich aber nicht. Denn als nun beyde in Carlsbad zusammen trafen, da schien die dortige Quelle, in Rücksicht jener Warnung, für sie ein Lethestrom zu werden. Indessen rings um sie her die Brunnengäste Gesundheit schlurften, erkrankten ihre Herzen. Luisens Munterkeit und Roberts Ernst verschmolzen mild in einander, beyde gewannen an Liebenswürdigkeit, doch nur unter vier Augen; denn in großen Cirkeln bemächtigte sich ihrer eine kleinstädtische Verlegenheit; sie gaben sich unendliche Mühe, zu verbergen, was, ohne diese Anstrengung, kein Mensch gesehen hätte, nun aber Jedermann gewahr wurde, selbst die Herren, die mit Brillen auf den Nasen im sächsischen Saale herum liefen. Die Brunnengäste hatten sich schon längst die Bemerkung — „das Pärchen liebt sich" — zugezischelt, als Robert und Luise noch mit keiner Sylbe das öffentliche Geheimniß einander zu vertrauen wagten.

Endlich traf er sie einmal, in sanfter Schwermuth, hingegossen, am Dorotheen Steine. Der Geist der Liebe, der bekanntlich um diesen, der anmuthigsten Sterblichen errichteten Stein schwebt, hauchte ihnen den Muth ein, sich stammelnd zu erklären; da wurden schnell die Her-

zen, und in der nächsten Minute auch die ersten Küsse getauscht.

Jedermann weiß — und bedauernswürdig ist der Arme, der es noch nicht weiß — daß der erste Kuß die ganze Seele auf die Lippen zieht, während die übrigen Sinne feyern; also war es kein Wunder, daß die Liebenden den fremden Fußtritt im Grase nicht rascheln hörten, und den rothen flatternden Shawl nicht sahen, der seitwärts vorüber rauschte. Es war die junge, lustige Frau von Wickenfeld, die plötzlich bravo! rief, und lachend in die Hände klatschte. Glühend flog Luise von ihrem Sitze empor, sank bebend wieder zurück, und hätte sich gern unter dem Dorotheen Steine begraben. Robert stand und sah der Lauscherin mit zweifelndem Ernst in das blitzende Auge.

„Warum so erschrocken, liebes Kind?" sagte Frau von Wickenfeld, „bin ich denn nicht auch ein Weib? — warum so ernst, Herr Lieutenant! etwa weil Sie mir selbst ein wenig die Cour gemacht haben? das hat nichts zu bedeuten. Ich bin Ihre Freundin, Ihre Vertraute, wenn Sie wollen." — Wirklich hatte Robert sich die Zeit ein wenig mit ihr vertrieben, ehe er Luisen kannte; man wollte sogar wissen, er sey an einem

dunkeln Abend durch ein Pförtchen bey ihr eingelassen worden, während der alte todtkranke Herr von Wickenfeld sein Testament machte. Glücklicherweise hatte Luise von solchen bösen Gerüchten nichts vernommen; sonst würde Robert mit allen seinen Vorzügen schwerlich ihr Herz gefesselt haben; denn jede Frau begehrt von dem Geliebten, und nicht selten sogar von dem Ehemanne, daß sie die Erste und Einzige sey, für welche er Liebe empfunden. Ueber dieser letzten Foderung halten die Frauen so erbittlich streng, daß oft das größte Unheil daraus entspringen würde, wenn sie nicht zum Glück wiederum so leichtgläubig wären, daß sie jeder kecken Versicherung des geliebten Betrügers gern vertrauen. Auch ihrem Robert glaubte Luise auf sein Wort, daß er der Frau von Wickenfeld höchstens einige unbedeutende Schmeicheleyen vorgesagt; es mochte aber doch wohl etwas mehr gewesen seyn, denn die junge, hübsche Wittwe verbarg ihre Empfindlichkeit nur schlecht, obschon mehr als zu gut, um den Augen zweyer Liebenden zu entschlüpfen, die keine Augen hatten als für sich selbst, und die einer Vertrauten so bedürftig waren. Ja fürwahr, die Liebe macht nicht blos für den geliebten Gegenstand blind, sondern auch für Jeden, der sein Ohr gefällig leiht, um ihre Klagen oder Hoffnungen aufzunehmen. Klagen und Hoffnungen

legten Robert und Luise mit dem kindlichsten Vertrauen in den Busen der Frau von Wickenfeld nieder, und wurden von ihr ermuntert, geneckt, getröstet und ausgelacht.

Da Luisens kränkliche Mutter keine Gesellschaften besuchte, aber doch von Herzen wünschte, daß ihre Tochter in der großen Welt bemerkt werden möchte, so hörte sie nicht ungern, daß eine Dame aus der grossen Welt ihren Liebling in Affection genommen, und sich erboten, ihn überall zu präsentiren. Luise kam also ihrer Gönnerin wenig von der Seite, und wurde mit so mütterlicher Sorgfalt von ihr bewacht, daß sie nur selten, nur Minuten lang den Geliebten allein sprechen konnte; denn unter dem Vorwand, Ueberraschungen zu verhüten, die nicht immer so glücklich ablaufen würden, wie die am Dorotheen Steine, begleitete Frau von Wickenfeld ihre unerfahrne Nebenbuhlerin auf jedem Spaziergange, war Zeugin jedes Gesprächs, schien gar nicht zu bemerken, wie lästig ihre Gegenwart sey; und kurz, sie spielte die Dumme mit der freundlichsten Unbefangenheit.

Dennoch fühlten die Liebenden sich glücklich, denn sie waren täglich beysammen, und, was sie einander nicht laut sagen durften, lasen sie wie ge-

gedruckt Einer in des Andern verstohlnen Blicken. So verstrichen mehrere Wochen. Plötzlich erschien ein Brief von Roberts Vater, der ihm meldete, er sey zum Hauptmann in der hannövrischen Legion ernannt, und müsse sogleich zurückkehren, um sich nach England einzuschiffen. Dabey wiederholte der alte Herr sehr ernstlich die Ermahnung, sich ja mit keinem unbegüterten Mädchen zu verplempern. Er hatte diesen Punct in mehrern Jahren nicht berührt, weshalb es den Sohn befremdete, eben jetzt daran erinnert zu werden. Er musterte in Gedanken alle Badegäste aus seiner Gegend, um zu errathen, welcher von ihnen dem strengen Vater einen Wink gegeben habe; doch nie schweifte sein Verdacht bis zu der hübschen, freundlichen Frau von Wickenfeld. Willkommen war ihm die Beförderung zum Hauptmann, denn sie führte einen Schritt näher zu dem schönen Ziele einer Verbindung mit Luisen, aber unwillkommen der Befehl zur Abreise. Doch er war Soldat, die Ehre rief, er mußte gehorchen. Frau von Wickenfeld, Verwunderung und Mitleid heuchelnd, beförderte selbst eine geheime Zusammenkunft der Liebenden, um das letzte, zärtliche Lebewohl auszuwechseln; ja sie blieben sogar einige Minuten allein. Daß Küsse und Schwüre diese Minuten in Secunden verwandelten, versteht sich ohnehin. Als die Ver-

traute zurück kam, fielen beyde ihr um den Hals, und baten sie mit Thränen um die Erlaubniß, einen geheimen Briefwechsel unter ihrer Adresse zu führen. Auf die gefälligste Weise wurde die Bitte zugestanden, und Robert entfernte sich mit der süßen Ueberzeugung, daß Niemand auf der Welt eine edlere Freundin, eine treuere Geliebte besitze. Von jeder Station schrieb er dicke Briefe, und erzählte, wie er fechten, avanciren, Schätze und Lorbeern sammeln, und nach einigen Jahren beyde zu den Füssen der Geliebten niederlegen wolle. Die dicken Briefe wurden alle richtig eingehändigt, und Luise beantwortete sie nicht minder redselig, und fand in diesem ewigen Lesen und Schreiben ein so unerschöpfliches Vergnügen, daß sie kein anderes mehr vermißte. Es füllte ihre ganze Zeit, denn wußte sie Roberts letzten Brief auswendig, so fieng sie beym ersten wieder an.

Diese süße Beschäftigung, sammt der Erinnerung, daß Robert dann und wann einen Hang zur Eifersucht bewiesen, leiteten sie auf den Entschluß, allen Gesellschaften sich zu entziehen, und allein ihrer Mutter, oder vielmehr ihrem Herzen zu leben. Aber Frau von Wickenfeld bewies ihr bald, daß sie allen Badegästen zum Gespött dienen werde, wenn sie, gleich nach des Haupt-

manns Abreise, sich in die Einsamkeit vergrabe. „Man murmelt ohnehin schon," sagte das schlaue Weib, „man könnte Wunder denken — Sie verstehn mich. Kurz, ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie sich Gewalt an."

Zu diesen Ueberredungsgründen gesellte sich der Befehl der Mutter, die durchaus verlangte, ihr schönes Kind sollte gesehn und viel gesehn werden. O hätte Luise dieser schwachen aber wackern Frau ihr Herz vertraut! hätte sie nie vergessen, daß selbst für eine schuldige Tochter keine Freystätte sicherer ist, als der mütterliche Busen! allein sie fürchtete die kränkliche Frau, der nur ein reicher Eydam willkommen schien, zu betrüben; und obgleich die Liebende selbst fest überzeugt war, daß der Geliebte in kurzem gewaltig reich und vornehm zurückkehren werde, so kannte sie doch ihre Mutter viel zu gut, um sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch ihr diese Ueberzeugung einzuflößen. Sie schwieg also und begleitete Frau von Wickenfeld nach wie vor zu Bällen und Assembleen.

Aber blaß und schmachtend sah sie aus, und immer bläſſer, immer schmachtender, weil Roberts Briefe seltener wurden. Das vermehrte ihre Reize und ihre Bewunderer. Vor Allen wur-

de sie von dem reichen Baron Frauenthal ausgezeichnet, einem Manne, zwar schon im Herbst seine Lebens, allein Besitzer der schönsten Güter in Ungern, Siebenbürgen und sogar in Dalmatien; dabey ein feiner gebildeter Mann von imponirender Gestalt, vertraut mit dem Ton der Welt und ihren Sitten. Er machte Luisen förmlich den Hof und verstand sich bald mit Frau von Wickenfeld, deren geltendes Ansehn bey dem schönen Mädchen ihm nicht entgieng. Er ließ sich sogar bey der Frau von Dalling (so hieß die Mutter) einführen, die durch den blossen Gedanken an einen solchen Eydam kräftiger erquickt wurde, als durch den Sprudelquell und den Egerbrunnen. Frau von Wickenfeld begünstigte aus allen Kräften die Wünsche des Barons, ließ ihn oft Stunden lang mit Luisen allein, und kümmerte sich wenig um die Verlegenheit des klagenden Mädchens.

Von Robert war nun schon seit mehrern Wochen kein Brief mehr angelangt, obgleich die Paquetboote damals richtig nach Cuxhaven kamen. Frau von Wickenfeld ermangelte nicht, in jedem Zeitungsblatt die Ankunft derselben Luisen bemerklich zu machen, auch war bekannt, daß die hannövrische Legion glücklich in England gelandet sey. Doch immer vergebens harrte die

Traurende von Posttag zu Posttag, keinen Seufzer der Liebe trugen die Winde über das Meer.

„Er ist todt!" jammerte sie. — „Nichts weniger," schüttelte die Vertraute, „er ist ein Mann, wie sie Alle sind." — Es versteht sich, daß Luise ihr nicht glaubte, denn lieber hält ein Mädchen den Geliebten für todt, als für einen Mann, wie sie Alle sind. Die erfahrne Freundin ließ sich nicht abschrecken; sie wurde nicht müde, kleine Winke hin zu werfen, gelegentlich Beyspiele von männlichem Flattersinn zu erzählen, bis das geängstigte Mädchen die Möglichkeit sich dachte, ein gleiches Schicksal zu erleben. Doch nur den Glauben konnte Frau von Wickenfeld erschüttern, die Hoffnung nicht.

Indessen wurde der Baron täglich verliebter, täglich dringender. Noch hatte kein Frauenzimmer ihm widerstanden, er schob daher auch Luisen scheues Zurückziehn blos auf Rechnung einer kindischen Blödigkeit, hielt für gut, in seinen Jahren, den Roman von hinten anzufangen, und warb geradezu bey der Mutter um der Tochter Hand. Die gute Mutter schwamm in Freudenthränen; sie bat sich, Wohlstands halber, nur einige Tage Bedenkzeit aus, die der Baron mit einem vornehmen Lächeln ihr zugestand. Mit

Entzücken schloß sie jetzt Luisen in ihre Arme, sich und ihr Glück wünschend. Doch wie groß war ihr Erstaunen, als Luise schluchzend ihre Kniee umfaßte, um ein Bekenntniß abzulegen, welches schon zwey Monate früher die kindliche Pflicht von ihr heischte. Die gute Mutter verzieh ihrem Liebling das späte, nur durch den Drang der Umstände abgepreßte Vertrauen, fühlte sogar sich stark genug, dem Wunsche des einzigen Kindes den ihrigen aufzuopfern; nur sollte dieser Wunsch nicht ganz von der Einbildungskraft zehren, die Liebe nicht im Luftschloß wohnen, sondern in der Ferne wenigstens ein Hafen zu erblicken seyn, nach dem sie ihre bunte Gondel steuern könne. Jetzt, bey dem zweydeutigen Stillschweigen des Herrn Hauptmanns, schien es doch fürwahr allzu launenhaft, das angebothene Glück um seinetwillen zu verscherzen. Diese Ueberlegung mußte freylich selbst eine Verliebte vernünftig finden, und wenn sie gleich das Glück, von dem die Rede war, in keinem Falle für das ihrige erkannte, so hatte doch der Gedanke, ihre alte kränkliche Mutter von allen Sorgen der Zukunft zu befreyen, großen Reitz für sie. Die Güte dieser Mutter, die rührende Resignation auf eigenes Wohlleben, wenn sie dem einzigen Kinde das Glück der Liebe dadurch erkaufen könnte, erweckte auch den Muth der Toch-

ten. Sie bat nur noch um die Vergünstigung, einen letzten Brief an Robert zu schreiben, und erklärte standhaft: wenn auch dieser unbeantwortet bliebe, oder mit allzufernen Hoffnungen ihr schmeichle, so wolle sie ohne Murren sich ihrem Schicksale unterwerfen.

Bey dieser ganzen Verhandlung wurde Frau von Wickenfeld fleissig zu Rathe gezogen; sie billigte alles und übernahm es, Luisens Brief sicher zu befördern. Indessen drang der Baron auf Antwort. Die redliche Mutter glaubte, ihm die Lage der Sachen nicht verheimlichen zu dürfen, sie sagte ihm Alles. Die Entdeckung schien ihn nicht zu überraschen, auch nicht abzuschrecken. Ein lächelnder Hohn schwebte um seine Lippen. Er gab zu verstehen, dieser letzte Versuch sey völlig überflüssig, indessen wolle er sich auch noch in diese Grille fügen. Nur Eines, sagte er, falle ihm schmerzlich. Die Curzeit lief zu Ende; Frau von Dalling machte Anstalten zur Abreise; ihr Wohnort war in einer fremden, sehr entlegenen Provinz, ihm nicht vergönnt, sie dahin zu begleiten; wie würde er des Hauptmanns Antwort schnell genug erfahren? und wenn sie günstig für ihn ausfiele, wie konnte einem Manne in seinem Alter zugemuthet werden, mit beschwerlichen Hin- und Herreisen die kostbare Zeit zu verlie-

ren? darum schlug er mit den einschmeichelndsten Gründen vor, Frau von Dalling solle sich indessen nach Prag begeben; die Zerstreuungen jener angenehmen, von einem liebenswürdigen Adel bewohnten Stadt, würden ihr als heilsame Nachcur dienen; er besitze dort ein völlig eingerichtetes Haus, welches ganz zu ihrem Befehle stehe, auch werde seine Gegenwart dem Fräulein keinen Zwang auflegen, oder ihren Ruf gefährden, denn Geschäfte riefen ihn nach Wien, von da er nicht eher zurückkehren wolle, bis ein Wink von der gnädigen Frau ihn dazu berechtige.

Luise bezeigte großen Widerwillen gegen diese Einrichtung, und allerdings war es wohl noch zu früh, ein solches Anerbieten anzunehmen, welches doch immer schon eine nähere Verbindung voraussetzte; allein die schwache Mutter konnte der Lockung nicht widerstehen, in Prag auf eine so wohlfeile Weise eine glänzende Rolle zu spielen. Frau von Wickenfeld erbot sich zur Begleiterin, und der Vorschlag wurde angenommen. Alsobald schickte der Baron eine Staffette voraus, um zu ihrem Empfang alles vorzubereiten. Am Tage der Abreise begleitete er seine Gäste ehrerbietig bis an den Wagen und blieb zurück. Die Reisenden fanden auf allen Stationen bestellte Pferde und Erfrischungen; Jeder-

mann empfing sie mit zuvorkommender Höflichkeit, Niemand begehrte oder nahm Geld von ihnen. Frau von Dalling fand das sehr behaglich, und als sie vollends am zweyten Abend in Prag anlangte, der Wagen vor einem schönen, erleuchteten Hause hielt, reich gekleidete Bediente mit schweren silbernen Armleuchtern sie auf der Treppe empfingen, und in eine Wohnung führten, von der sich schwerlich entscheiden ließ, ob sie zum Tempel des Luxus oder der Bequemlichkeit bestimmt sey; da fiel sie der Tochter mit dem Ausruf: ach Luise! um den Hals; und ob sie gleich dann schweigend sich auf den schwellenden Divan warf, so standen doch ihre geheimen Wünsche sehr lesbar in den funkelnden Augen.

Frau von Wickenfeld trommelte lächelnd an den Fenstern von Spiegelglas, und meinte, in einem solchen Feenschloß könne man schon einen undankbaren Sterblichen vergessen, Luise schwieg beklommen. — Am andern Tage wurden verschiedene Empfehlungsschreiben des Barons abgegeben, deren keines ohne freundliche Wirkung blieb. Man zog die Fremden schnell in die ersten Cirkel, man behandelte sie mit der feinsten Aufmerksamkeit. Ob nun gleich in dem Hause des Barons der Beutel der Frau von Dalling durch keine Ausgabe erschöpft wurde; so machten doch

die täglichen Gesellschaften, in welchen die mütterliche Eitelkeit die schöne Tochter bewundert zu sehen begehrte, großen Aufwand nothwendig, der ihre Kräfte weit überstieg. Doch ihre daraus entspringenden Sorgen räumte Frau von Wickenfeld schnell aus dem Wege.

„Warum borgen Sie nicht?“ sagte sie mit leichtem, zuversichtlichem Tone; „die Schwiegermutter eines solchen Eydams findet überall Credit, und ein paar tausend Thaler mehr oder weniger, was kümmert das den reichen Baron Frauenthal?“

Die schwache Dame ließ sich beschwatzen und häufte in wenigen Wochen so viele Schulden, daß, wenn ihre Hoffnung scheiterte, sie nothwendig Prag als Bettlerin oder Betrügerin hätte verlassen müssen. Selbst Luise protestirte nicht immer ernstlich genug gegen den vielen Schmuck und Tand, den die Mutter täglich auf ihrem Nachttische ausbreitete, denn sie blieb ein Mädchen; und obschon man zu sagen pflegt: die Liebe besiege alles, so ist doch die weibliche Eitelkeit wunderselten von ihr besiegt worden.

Indessen war die Zeit, in welcher Roberts Antwort erscheinen sollte, schon verstrichen. Lui-

fe wurde leise daran erinnert — sie schwieg — die Erinnerung wurde lauter wiederholt — sie bat nur noch um eine Woche — dann wieder um eine — und dann um die letzte. In dieser letzten endlich kam der erseufzte Brief, doch nicht an Luisen, nur an Frau von Wickenfeld gerichtet. Er schrieb: „Liebe Freundin, ich bedaure die Zeit und das Papier, welche Sie verschwendet haben, um mich an eine Person zu erinnern, die ich nie gesehen zu haben wünschte. Ich bin durchdrungen von der Ehre, welche Fräulein Dalling mir erzeigt, halte mich aber ihrer unwerth. Möge sie in Gottes Nahmen den Baron Frauenthal, oder irgend einen andern ihrer zahlreichen Bewunderer, durch ihre Hand beseligen; ich bin entschlossen, in der Ferne ein stiller Zeuge ihres Glücks zu bleiben.“ — — Arme Luise! du bebtest, als der Brief eröffnet wurde — du lachtest wild auf, als die grausame Freundin ihn vorlas — du rissest das Blatt aus ihren Händen, erkanntest die Hand und wolltest deinen Augen nicht trauen. Welch' eine Nacht folgte auf diesen Abend! welch ein Morgen auf diese Nacht! — „Seyn Sie doch nicht kindisch,“ sagte Frau von Wickenfeld, „lernen Sie doch endlich die Männer kennen, deren sogenannte Herzen bloß in den Augen sitzen, denn sobald sie diese wenden, so wendet jenes sich mit. Sie erfahren das zum

Erstenmahle, darum schmerzt es noch so tief. Ich — die ich mir einbilde, auch noch jung und hübsch zu seyn — habe dergleichen oft erfahren, und keine meiner Bekannten darf sich eines Vorzugs rühmen.“

Die schöne Dame kannte weder Luisen noch die Liebe, wenn sie solchen Trostsprüchen Kraft zutraute. Freylich konnte und wollte die Verlassene den Treulosen nicht vertheidigen; aber ein geheimer Wunsch regte sich doch noch immer in ihrer Seele: ach! daß ich ihn vertheidigen könnte! — folglich haßte sie ihn nicht. Ja, sogar auf ihre gereizte Empfindlichkeit, ihre verwundete Eitelkeit, hatte Frau von Wickenfeld — Luisen nach sich beurtheilend — vergebens gerechnet, denn auch jetzt noch bezeigte sie nicht das mindeste Verlangen, Baronin Frauenthal zu werden, und hätte gern haltbaren Vorwand zu neuem Aufschub ersonnen. Allein die Mutter deutete mit düsterm Ernst auf einen Haufen unbezahlter Rechnungen, und erklärte seufzend: sie müsse Prag beschimpft verlassen, wenn die Tochter ihr Versprechen nicht erfülle.

Das entschied. Frau von Wickenfeld sandte eine Staffette nach Wien; der Baron kam schneller als die Staffette zurück, und in weni-

gen Tagen schleppte er seine Beute zum Altare. Die Augen des Bräutigams glühten, die der Braut erloschen; die Augen der Mutter schwammen in süssen Thränen, die der Freundin frohlockten.

Luise war nun eine reiche Frau. Sie konnte ihre Ohrläppchen durch Brillanten um einen halben Zoll verlängern; die Weisse ihres Busens durch gelbe Spitzen erhöhen; sie konnte, so oft es ihr beliebte, die glänzendste Equipage anspannen lassen; mitten im Winter ihre Treppe mit einem Blumengarten schmücken, und was dergleichen beneidete Vorzüge mehr seyn mögen; aber ihre Ruhe, und kindlicher Frohsinn waren entwichen. Eifersüchtig wie — ein Tieger hätte ich fast gesagt, wenn Verleumdung selbst gegen Tieger zu entschuldigen wäre; nein, eifersüchtig wie ein Mann, der da weiß, daß er beynahe dreyssig Jahr älter ist, als seine schöne Frau, so zeigte sich der Baron gleich nach der Vermählung. Das edle Vertrauen, welches man ihm bewiesen, indem man ihm Luisens Liebe zu Robert nicht verschwiegen, wurde jetzt für die Unglückliche eine unerschöpfliche Quelle von ausgesuchten Quaalen. Täglich neckte und verhöhnte er sie, bald mit bitterm Scherz, bald mit unfreundlichem Ernst. Wenn sie einmal in Gedanken sich verlohr, so bemerkte er hämisch, Robert sey vermuthlich der Gegenstand derselben.

Wenn etwa ein fremder Offizier in einer rothen Uniform sich blicken ließ, so tobte er wie ein Unsinniger, behauptend, sie habe ihm seufzend nachgesehn. Tausendmahl warf er ihr vor, daß sie ihm nur eine von Robert verschmähte Hand gereicht; und wenn sie ihn demüthig erinnerte, ihm sey ja nichts verschwiegen worden, er habe Alles vorher gewußt, so erbitterte das Gefühl seines Unrechts ihn nur noch heftiger, und riß ihn oft zu den gemeinsten Unanständigkeiten hin. In dieser traurigen Lage hatte Luise keinen andern Trost, als die Zufriedenheit ihrer Mutter, der sie ihre Leiden so viel möglich verbarg. Schwerlich würde ihr das gelungen seyn, wäre es ihr nicht von der Mutter selbst erleichtert worden; denn die gute Alte, im warmen Neste sich behaglich blähend, w o l l t e nun einmal weder sehen noch hören, und fragte nie. Frau von Wickenfeld, dem Anschein nach Gedankenlos, um die verblühende Freundin, schalt auf die Männer, und suchte derer Treulosigkeit monatlich an Einem derselben zu rächen. Als das Carneval herbey kam, führte der Baron seine Damen nach Wien, größtentheils aus Eitelkeit, um den Wienern seine hübsche Frau zu zeigen. Hübsch war sie freylich noch, und vielleicht hübscher, als da ihre Wangen noch keine Schminke bedurften. Die, für alle Schöne empfänglichen, Wiener, flüsterten mit sichtbarem

Wohlgefallen einander in die Ohren, so oft die Baronin Frauenthal in eine Loge oder einen Tanzsaal trat.

Einst hatte sie auf einer glänzenden Maskerade ein stilles Plätzchen als Zuschauerin gewählt, und sich gleichsam hinter einer Reihe von Damen verschanzt, als ein Domino sich der Maske näherte, die gerade vor ihr saß, die Larve abnahm und sich bückte, um mit dieser zu sprechen. Luise wandte von ungefähr ihren Blick dahin, erkannte Robert, schrie laut auf und wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem Sofa auf ihrem Schlafzimmer, die Mutter saß weinend zu ihren Füßen, Frau von Wickenfeld stand lauernd am Fenster, und der Baron gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, fluchte, schimpfte, knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste, schien sich nur mit Mühe der Thätlichkeiten zu enthalten. Er sey entehrt! sprudelte er geifernd und kaum der Zunge mächtig, er sey im Angesicht des ganzen Publicums jedem Laffen, jeder Dirne zum Gespött geworden.

So war es nicht. Denn als Luise in Ohnmacht fiel, hatte sich zwar ein Kreis von neugierigen Gaffern um sie gesammelt, durch welchen sich der Baron, hastig herzustürzend, kaum

einen Weg zu bahnen vermochte; allein es war keinem in den Sinn gekommen, diesen Zufall übel zu deuten, denn Luise saß ja mitten unter Damen, mit ihr hatte keine Mannsperson gesprochen; man schob es natürlich auf die Hitze, den Staub. Robert, der Einzige, der die wahre Ursache ahndete, hatte sich sogleich entfernt; doch leider nicht ungesehn von Frau von Wickenfeld, die, als sie mit der Ohnmächtigen und dem Baron nach Hause fuhr, in aller Unschuld ein Wörtchen davon fallen ließ, auch die Vermuthung wenigstens nicht widerlegte, daß Robert mit Luisen selbst gesprochen. Den Inhalt dieses vermeinten Gesprächs verlangte der Baron jetzt zu wissen, foderte es in einem harten, gebieterischen Tone, und als Luise ihm, mit wenigen sanften Worten aber hellen Blicken, zuschwur, er sey im Irrthum; da schäumte er vor Wuth, und stürzte Rache drohend aus dem Zimmer. Luise blieb still liegen. Zwey große Tropfen rollten über ihre bleichen Wangen, aber sie weinte nicht. Gelassen bat sie um Ruhe und Einsamkeit, blieb allein, stützte den Kopf in die Hand, und starrte bis zum Tages Anbruch in das Flämmchen des Nachtlichts. Endlich stand sie auf, wankte an dem Schreibtisch, schrieb einige Worte, klingelte, gab dem Kammermädchen ein Billet und befahl es ihrem Gemahl zu bringen.

Es

Es enthielt den Wunsch, sich in ein Kloster zu begeben. Der Baron lachte dem erschrockenen Mädchen gräßlich ins Gesicht. „Sage deiner Herrschaft, ihre Wünsche sind Befehle für mich; sie soll der tiefsten Einsamkeit sich bald erfreuen.“

Wahrhaft getröstet durch diese Antwort, harrte nun Luise des Besuches ihrer Mutter, um den gefaßten Entschluß ihr mitzutheilen; allein der Mittag kam, der Abend erschien, die Mutter nicht. Aengstlich wähnte die liebende Tochter, sie sey krank, wollte das Mädchen zu ihr schicken, wollte selbst hinüber wanken, denn der Mutter Wohnung war in einem Flügel des Hauses; aber — welch' ein Gemisch von widerlichen Gefühlen bestürmte sie plötzlich, als sie die Thür ihres Vorgemachs verschlossen fand, und das Mädchen ihr weinend erklärte: sie sey eine Gefangene, Niemand dürfe zu ihr, selbst die Mutter nicht, die schon vergebens Alles versucht habe, um den wüthenden Eydam zu besänftigen.

Luise faltete ihre Hände, sah gen Himmel und sank auf einen Sessel, den sie, in düsteres Schweigen versunken, nicht verließ, bis, nach eingebrochener Nacht, ein Schlüssel im Vorsaal klirrte, ihr Kerker sich aufthat, der Baron mit

kalter Richtermiene herein trat, und ihr mit den Worten, „kommen Sie Madam,“ den Arm bot. Sie stand auf und gieng mit ihm, ohne ihn einer Frage oder eines bittenden Wortes zu würdigen. Er führte sie eine Hintertreppe hinab, ein Reisewagen stand vor der Pforte, ein Bedienter mit einer Banditen Physiognomie, öffnete den Schlag, der Baron hob die Schweigende hinein, verschloß die Thür, lachte laut auf, und rief: glückliche Reise! der Bandit schwang sich auf den Bock; in wenigen Minuten befand sich Luise vor den Thoren von Wien.

Es war eine dunkle Nacht. So lange der Wagen über das Straßenpflaster rollte, glaubte sie sich ganz allein; als es aber stiller wurde, hörte sie ein leises Geräusch neben sich, erschrack und rief: „Ist noch Jemand hier?“

Ich, erwiederte eine heisere weibliche Stimme. — „Wer ist dieses Ich?“ — Die alte Brigitte, Ew. Gnaden unterthänigste Magd. — Diese Brigitte, die erst kürzlich einem Wiener Mahler als Modell zu der Hexe von Endor gesessen hatte, war eine Art von Aufseherin über Wäsche und Silberzeug in des Barons Hause, nachdem sie in frühern Zeiten als Kupplerin gedient. Luise hatte sie kaum zweymal

gesehn, und kein Wohlgefallen an ihrer Physiognomie gefunden." — „Wie kommst du hieher? was sollst du hier?"

„Ich soll die Ehre haben, Ew. Gnaden als Kammerfrau zu bedienen."

„An dem Orte, wohin ich gehe, werde ich keiner Kammerfrau bedürfen." — Die Hexe schwieg, auch Luise und der Wagen rollte über Stock und Stein. Nach einigen Stunden war die erste Poststation erreicht, die Pferde wurden gewechselt, und in wenigen Minuten fuhren sie weiter. Luise sprach noch immer kein Wort; als aber mit anbrechendem Tage schon die dritte Station hinter ihnen lag, da wandte sie sich endlich mit der Frage an ihre Begleiterin: „Ist das Kloster weit?" — welches Kloster? — „das, wohin man mich führt." — Hihihi, das wäre wohl Jammerschade, eine so schöne Dame in ein Kloster zu sperren. Nein, das thut der gnädige Herr nicht; den kenne ich von Kindesbeinen an, der weiß recht gut, daß Augenblicke kommen, wo der Zorn verschwindet und das Herz nach Versöhnung schmach-

ter; dazu findet sich in einem Kloster gar schlechte Gelegenheit. —

„Mein Gott! wohin schleppt man mich?“ — Schleppen? ey bewahre der Himmel! wir fahren mit Extrapost in einem schönen bequemen Wagen, und die liebe Sonne scheint überall, wo wir hinkommen; wenn Ew. Gnaden nur Vertrauen zu mir haben, so wird sich alles fügen. — In der That schien die Hexe nicht abgeneigt, ihr altes Handwerk wieder hervor zu suchen. Sie war schon längst mit dem Baron unzufrieden, daß er ihr gleichsam das Gnadenbrot gab, und, nach so langen treuen Diensten, oft in Jahr und Tag nicht ein Wort mit ihr sprach, mit ihr, die doch so gern schwatzte, besonders von vergangenen und folglich bessern Zeiten. Jetzt freylich hatte er sie plötzlich rufen lassen, sie freundlich und gesprächig empfangen, ihr sogar das Ehrenamt einer Duenna vetraut; doch das konnte ihren Groll nicht ganz vertilgen, denn es geschah doch nur — das merkte sie wohl — weil der Herr Baron sie eben nothwendig brauchte, und für seine Rache keinen bessern Satan aufzutreiben wußte. Daher wäre es Luisen leicht geworden, Frau Brigitten zu gewinnen, wenn sie nur vom Gipfel der Unschuld bis in den

Pfuhl der Verworfenheit hätte hinabsteigen können. Aber die gemeine Niederträchtigkeit, die aus allen Reden und Erzählungen der Alten hervor schäumte, machten ihr das Weib zuwider, daß sie keine Sylbe mehr mit ihr sprach, und, wenn das Mühlwerk von dessen Zunge dennoch fortklapperte, ihr wohl gar mit trocknem Ernst zu schweigen gebot. Dadurch verbarb sie Alles. Frau Brigitte murmelte nur noch in den Bart; (denn sie hatte wirklich einen recht ansehnlichen Bart) „man sey in solcher Lage gewissen Leuten Achtung schuldig," und schwieg von nun an störrisch. — Das Einzige, was Luise von ihr zu wissen begehrte, hatte sie ohnehin nie verrathen, nemlich, wohin die Reise gehe. Auch der Bandit auf dem Bocke beantwortete diese Frage nicht, die, mehr als Einmal zu wiederholen, die beleidigte Gattin sich zu stolz fühlte. Sie ergab sich ruhig in ihr Schicksal, beklagte blos mit stillen Thränen die Trennung von ihrer Mutter, und sah, in die Ecke des Wagens gedrückt, Städte, Dörfer und Fluren neben sich vorüber fliegen.

Endlich erreichten sie die Ufer des adriatischen Meeres, ein neuer, herrlicher Anblick für die Bewohnerin einer Provinz, die nirgend mit der See grenzte. Halbe Tage lang ruhten ihre Augen auf dem ungeheuren Wasserspiegel, und

verfolgten die Wellen, wie sie entstanden, wuchsen, endlich schäumend sich überstürzten und begruben. So die Hoffnungen in der Brust des Menschen, dachte Luise, und fand eine Art von Beruhigung in dem Anblick dieses ewigen Emporwallens und Verschlingens. Sie war nun in Dalmatien. Unfern von Ragusa, dieser, nun auch durch die unbändigen Wellen der Zeit verschlungenen Republik, stand ein altes Schloß auf einem schroffen Felsen am Meere, nur von Eulen, Krähen und einem gichtbrüchigen Verwalter bewohnt; ein, dem Baron von mütterlicher Seite angestammtes Erbe, jetzt zu Luisens Kerker bestimmt. Ein schauerliches Gefühl ergriff sie, als sie auf den düstern, begrasten Schloßhof fuhr, und eben eine alte, knarrende Thurmuhr, gleich einer Grabesglocke schlug. Der Bandit überreichte dem Verwalter einen schriftlichen Befehl, der, nachdem er ihn schweigend gelesen, schweigend mit seinen Schlüsseln rasselte, den Rost davon schabte, eine seufzende Pforte aufthat, und auf einer schwitzenden Marmortreppe seine Gefangene in die Prunkzimmer führte, in welchen goldlederne Tapeten in zernagten Streifen von den Wänden hiengen. — Luise nahm sich zusammen, ihr entschlüpfte kein Seufzer.

Es war schon dämmerig als sie ankam, im Schlosse selbst schon dunkel, das vermehrte des Ortes Grauen. Sobald man ihr ein Schlafzimmer angewiesen, begehrte sie allein zu bleiben, bestieg, mittelst eines Stuhles, das hohe, hart gepolsterte Prunkbett, welches einem Sarkophag glich, warf unausgekleidet sich nieder, und weinte, bis der gänzlich erschöpfte Körper den sanften Kuß des Schlummers nicht mehr abzuwehren vermochte. Der Sturmwind, der durch die Zimmer der Burg sauste, und mit losgerissenen Dachziegeln, wie die Schwalbe mit Federn, in der Luft spielte, führte ihren halb wachen Sinnen fürchterliche Träume zu, die er auch selbst wiederum zerstörte, indem er mit der ersten Dämmerung den Schlaf von ihren müden Augen scheuchte. Sie sprang auf und trat an's Fenster. Es hatte die Aussicht auf das Meer. Eben zitterte der Sonnenrand wie flüssiges Gold auf den Wellen. Die Majestät des Anblicks beugte die Kniee der Unglücklichen, sie betete mit Inbrunst, und fühlte sich gestärkt. Das Gefühl der Unschuld gab ihr Kraft zu dem festen Entschluß, ihre Leiden still zu tragen, in ihrer Wächter Gegenwart keine Thräne, keine Klage sich zu verstatten, und so ihrem Henker die Schadenfreude zu vergällen. Sie richtete sich ein so gut sie konnte. Bücher gab es nicht, Dinte, Feder, Papier wurden

ihr versagt. Allein sie wußte dennoch mit tausend kleinen Beschäftigungen abzuwechseln. Sie flocht niedliche Körbe von Binsen; sie machte Rosenkränze von Corallen, die dort herum gefischt wurden; sie sammelte bunte Steine und Seegras; sie fütterte die jungen Schwalben in den Nestern unter ihrem Fenster, oder sie sah den Möwen zu, die sich tief unter ihr spielend ins Meer tauchten.

Ein täglicher Spaziergang an der See war ihr vergönnt, und sie versäumte diese Stunde nie, obgleich die Hexe von Endor oder der Bandit stets ihre lästigen Begleiter waren. Glücklicherweise wurden diese Wächter bald des beschwerlichen Amtes überdrüssig; die Alte holte sich einigemahl eine derbe Gicht, und der lüderliche Bandit, dem die Einsamkeit eine größere Marter war, als seiner Gefangenen, brachte oft ganze Wochen in den Wirthshäusern von Ragusa zu, in der sichern Ueberzeugung, daß, in einem so fernen Lande, jeder Weg und jedes Mittel zur Flucht ihr ohnehin versagt wären.

Er hatte Recht. Auch kam es Luisen nicht in den Sinn, die Einöde zu verlassen, an welche sie sich nach und nach gewöhnte. „Es war ja mein Wunsch,“ so sprach sie zu sich selbst, „mich

in ein Kloster zu begraben. Gott ist überall! warum könnt' ich diese Burg mir nicht zum Kloster umschaffen? überall erreicht ein kindliches Gebeth den Himmel."

So erwarb sie sich in kurzem eine Art von Zufriedenheit. Nur die Trennung von ihrer Mutter und der Gedanke an Roberts Treulosigkeit entlockten ihr noch Thränen. — Eines Tages hatte sie am Meeresufer, bald im Sande bunte Muscheln suchend, bald unthätig ihren Gedanken nachhängend, sich weiter als gewöhnlich entfernt, und wurde es erst mit Schrecken gewahr, als ein Donnerschlag sie aus ihren Träumereyen weckte. Sie blickte auf, sah eine schwarze Wolke sich über das adriatische Meer wälzen, und die Burg in ziemlicher Entfernung vor sich liegen. Alsobald verdoppelte sie ihre Schritte, mußte jedoch, um des hemmenden Sandes willen, oft still stehen und Athem schöpfen. In solchen Augenblicken hörte sie den Donner immer näher rollen; ihre Angst stieg und erreichte bald den höchsten Grad, als sie, einige hundert Schritt hinter sich, einen Mann gewahr wurde, der, das Gesicht in einen Mantel verhüllt, ihr nachzueilen schien.

Jetzt fing sie an zu laufen, hielt aber diese Anstrengung nicht lange aus, blickte schüchtern

rückwärts, und sah, daß auch der Fremde lief. Ihre Kniee wankten, der Schrecken lähmte ihre Glieder, sie sank auf einen Stein am Ufer, hörte den Fußtritt ihres Verfolgers schon ganz nahe, und im nächsten Augenblick lag mit einem Donnerschlag — Robert zu ihren Füssen. — Sie zuckte, als habe sie der Blitz getroffen, und erstarrte wie ein Marmorbild. Grosse Regentropfen, die auf ihr Gesicht fielen, gaben ihr die Besinnung wieder. Noch lag er da zu ihren Füssen, umklammerte ihre Knie, und schluchzte und konnte nicht reden. Ihr lieh zuerst der weibliche Stolz Kraft zu sprechen.

„Was wollen Sie hier? — sind Sie gekommen, sich an meinem Elend zu weiden?“ Hören Sie mich! stammelte Robert, ich bin unschuldig! — In diesem Augenblicke erscholl Frau Brigittens kreischende Stimme in der Ferne. Robert warf sich hinter den Stein. Luise gieng ihr entgegen. Sie brachte Regenschirme und keifte über das ewige Spazierenlaufen. Zum Glück hatte sie den Weißmantel nicht bemerkt, weil ihr der Regen ins Gesicht schlug, und sie den Schirm, gleich einem Schilde, vor die Augen hielt. — Luise erreichte in der heftigsten Bewegung ihr Zimmer. Die Worte: ich bin unschuldig! diese so gern geglaubten Worte, tön-

ten unaufhörlich in ihren Ohren. „Gewiß er ist unschuldig!" sagte ihr Herz, gewiß er liebt mich noch! denn warum käme er sonst in diese Einöde? warum suchte er mich in einem unwirthbaren Winkel des venetianischen Meerbusens! was kümmerte ihn mein Schicksal, wenn jener abscheuliche Brief sein Werk, sein Gedanke war?" — Mit welcher Ungeduld erwartete sie den folgenden Tag! mit welcher Aengstlichkeit sah sie jeden Augenblick nach allen Himmelsgegenden, um zu erspähen, ob kein böses Wetter ihr den gewohnten Ufergang verbieten werde. Sie hätte freylich jeder Witterung getrotzt; allein was würde Frau Brigitte, was ihr eigener Stolz dazu sagen? — Auch bey dem schönsten Sonnenschein, der glücklicherweise am folgenden Tage lächelte, konnte sie sich nicht verhehlen, daß es, gelinde ausgedrückt, unschicklich sey, ihrem Liebhaber gleichsam entgegen zu kommen, zwar unverabredet, doch darum nicht minder gewiß.

Sie kämpfte lange mit diesen Bedenklichkeiten, und um dieselben gehörig zu erwägen, gieng sie noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich an das Ufer, weil ein tiefes Nachdenken durch das Murmeln der Wellen begünstigt wird. Sie könnte ja noch immer, meinte sie, schnell wieder umkehren, wenn sie den Weißmantel von ferne

gewahr würde. Aber — sie wurde ihn bald gewahr, und kehrte nicht wieder um. Freylich war er auch schon gar zu nahe, denn er sprang plötzlich hinter einem Felsen hervor, und nun — ihre Kniee von ihm umfaßt — war an keine Flucht mehr zu denken.

„Aus Barmherzigkeit!“ hub Robert an, „hören Sie meine Rechtfertigung. Wir sind beyde schrecklich hintergangen worden. Ehe ich Sie sah, hieng ich mit leerem Herzen an Frau von Wickenfeld. Sie war jung, hübsch, eitel, kokett, sie zeichnete mich aus, und ich schmiegte mich aus Dankbarkeit mit leichtem Sinn in das leicht gewobene Netz. Es war zerrissen, sobald ich Luisen erblickte. Sie erinnern sich, wie wir am Dorotheen Stein von ihr überrascht wurden. Ich ahndete ihre Tücke. Allein die Schlaue wußte den Groll so künstlich zu verbergen; so viel Heiterkeit zu lügen; mich so traulich naif zu versichern, daß sie mich keinesweges egoistisch liebe, sondern daß mein Glück, gleichviel durch wen gegründet, auch das ihrige sey, daß sie bald mein ganzes Vertrauen erschlich. Ich sah, wie schwesterlich sie sich zu Ihnen neigte, ich hörte sie täglich von Ihnen mit Entzücken sprechen; ihr verdankten wir so manche schöne Stunde — wie hätt' ich Argwohn schöpfen mögen? — Nur

ein paarmahl, nur ganz leise schien es, als wolle sie mir Mißtrauen gegen Ihre Beständigkeit einflößen: sie machte mich aufmerksam auf jede kleine Unbedachtsamkeit, die Ihrer kindlichen Munterkeit bisweilen entschlüpfte; sie wollte Eifersucht erregen; auch ließ sie wohl dann und wann ein Wörtchen von Ihrer Armuth fallen, und von den Schwierigkeiten einer Verbindung mit Ihnen; aber alles das geschah so gutmüthig, schien so ganz nur aus zärtlicher Besorgniß für mein Glück zu entspringen, daß ich sie darum lieber gewann, und ihr täglich fester vertraute."

„Als nun der Befehl meines Vaters mich von Ihnen trennte, da öffnete sich der Verleumdung ein freyes Feld. Doch nicht sogleich, nur nach und nach, wagte Frau von Wickenfeld meinen festen Glauben an Sie zu untergraben. Anfangs waren es nur Unbesonnenheiten, Leichtsinn, endlich zweydeutige Geschichten, die sie, mit dem Tone des innigsten Bedaurens, mir vortrug; klagend, daß ihre gewissenhafte Freundschaft ihr die saure Pflicht auflege, mir die Wahrheit nicht zu verheelen. So stürzte sie mich an jedem Posttag in Kummer und Verzweiflung, und entriß mir Bethörten den Entschluß, Ihnen zu entsagen. Ich schrieb nicht mehr, erhielt auch keinen Brief mehr von Ihnen, bis auf den letz-

ten, der mir den bittersten Spott zu enthalten schien; denn Frau von Wickenfeld hatte mir gemeldet, Sie hätten schon längst mit dem Baron einen verdächtigen Umgang gepflogen, dessen Folgen Sie jetzt zu einer schnellen Verbindung nöthigten."

„Daher meine unsinnige Erklärung. — Ein halbes Jahr nachher wurde mein Bruder im Duell erschossen, und mein Vater starb kurz darauf aus Gram. Ich war nun Majoratsherr, hatte ein grosses Vermögen zu verwalten, nahm deßhalb meinen Abschied und eilte nach Hause, wo ich, unter den Papieren meines Vaters, mit starrem Erstaunen, einen Brief der Frau von Wickenfeld fand, der, aus Carlsbad geschrieben; ihn von meinem Verhältniß zu Ihnen unterrichtete, Sie mit den gehässigsten Farben schilderte, und ihm warnend rieth, mich so schnell als möglich zu entfernen. Da fiel die Decke mir von den Augen. Des schändlichen Weibes Bosheit, Luisens Unschuld, mein abscheuliches Betragen, und mein verschertztes Glück standen plötzlich vor mir. Ich wankte herum wie ein Träumender oder wüthete wie ein Unsinniger. Als ich wieder eines Gedankens, eines Willens fähig wurde, beschloß ich, Sie noch einmahl zu sehn, in der Hoffnung ruhiger zu werden, wenn ich

Sie glücklich fände; oder auf die Gefahr, an meinem zerissenen Herzen zu verbluten, wenn auch Sie, ein Opfer der Bosheit, Ihr Leben vertrauern müßten.

„Ich eilte nach Prag, Sie waren nicht mehr dort. Ich flog nach Wien, kam dort gegen Abend an, hörte von einer Maskerade und ließ mir sogleich einen Domino hohlen, um Sie vielleicht dort zu finden und im Stillen zu beobachten. O ich fand Sie auch! unter Tausenden hatte in der ersten Viertelstunde mein Herz Sie ausgespürt, ich folgte Ihnen überall auf dem Fuße, ich sah Sie schöner als jemahls, aber der leidende Zug des Grams auf Ihrem Gesicht entgieng mir nicht, und — soll ich es bekennen? — er that mir wohl!“

„Sie setzten sich; da stand ich von ferne, und nach und nach drang sich mir immer heftiger das Verlangen auf, mich Ihnen zu zeigen, um zu erfahren, welchen Eindruck mein plötzliches Erscheinen hervorbringen würde. Es war ein böser Dämon, der diesen Gedanken mir einhauchte, mich marterte, ihn auszuführen, und meine thörichte Keckheit durch den Zufall begünstigte; denn eine Dame von meiner Bekanntschaft setzte sich gerade vor Sie hin. Was nun geschah,

wissen Sie. Man trug Sie fort, und ich sank, meiner Sinne kaum noch mächtig, auf denselben Stuhl, auf dem Sie gesessen hatten. Frau von Wickenfeld hatte mich erkannt, und mir im Vorbeygehn blos die Worte zugeflüstert: Sind Sie rasend? Die Schlange ahndete nicht, daß sie entlarvt vor mir stand. Ich konnte in diesem Augenblicke ihr nicht antworten; nur die tiefste Verachtung mochte sie in meinen Blicken lesen. Sie verschwand. Ich stürzte mich in das Gewühl, hörte überall von Ihnen mit der höchsten Verehrung, mit dem innigsten Bedauren sprechen, und meine Brust wollte mir zerspringen. In den folgenden Tagen bot ich alles auf, um etwas von Ihnen zu erfahren; es hieß, Sie wären plötzlich abgereist, doch Ihr Gemahl und Ihre Mutter zurückgeblieben. Wohin man Sie geführt, wußte mir Niemand zu sagen. — Ich wählte eine Stunde, in der ich den Baron bey Hofe wußte, gieng zu Ihrer Mutter, fand sie in Thränen, rührte sie durch die Erzählung meines Schicksals, durch den Jammer meiner Liebe. Ich weinte auf ihrer Hand, sie weinte an meiner Wange; ihr Bedauern war der einzige Trost, den sie mir zu geben vermochte, denn auch sie kannte den Ort Ihrer Verbannung nicht. Aber Frau von Wickenfeld, meinte sie, der könne er

un-

unmöglich verborgen seyn, denn sie lebe jetzt mit dem Baron auf einem vertrauten Fuße."

„Alsobald war mein Entschluß gefaßt. Ich eilte zu Frau von Wickenfeld, ließ mich nicht bey ihr melden, drang, als ein alter Bekannter, bis vor die Thür ihres Kabinets, die ich plötzlich aufriß, und die Dame zum Glück allein fand. Bey meinem ersten Anblick schien sie ein wenig zu erschrecken, faßte sich aber schnell und hieß mich mit ihrem gewöhnlichen leichten Ton willkommen. Bebend vor innerm Grimm zog ich ihren Brief an meinen Vater aus der Tasche, und hielt ihn ihr unter die Augen. Sie erröthete, sah mich aber nach einer Pause mit frechem Blick an, und sagte gelassen: „nun was? weiter?„ — Ihre Unverschämtheit brachte mich aus aller Fassung, ich stammelte die heftigsten Vorwürfe. „Gemach mein Herr," sagte sie stolz; „ist es meine Schuld, daß Sie betrogen worden? Erfahrung kauft man stets auf eigene Kosten. Sie haben gelernt, daß man die verlassene Nebenbuhlerin nie zur Vertrauten machen muß. Wenn Ovid, in seiner Kunst zu lieben, diese weise Lehre vergessen hat, so ist das auch nicht meine Schuld." — Laut lachend wollte sie bey diesen Worten mir entschlüpfen. Ich ergriff sie heftig beym Arm.

„Nicht von der Stelle Madam!“ rief ich wüthend, „bevor Sie mir entdeckt haben, wohin man Luisen entführt.

„Mein Herr,“ stotterte sie erschrocken, „was geht das mich an! ich weiß es nicht.“ — Sie wollte sich losreissen, und in ihr Schlafgemach entfliehen. „Sie entrinnen mir nicht,“ sagte ich mit kaltem Grimm, und zerrte sie selbst dahin. Sie sah mich von der Seite mit scheuen Blicken an, wie man einen Wahnsinnigen betrachtet.

„Ich werde meine Leute rufen,“ sprach sie mit zitternder Stimme. Ich verriegelte schnell die Thür, zog den Degen und schwur bey meiner Ehre, daß ich sie durchbohren würde, wenn sie nicht augenblicklich alles bekennte. „Auch die Lehre,“ fügte ich hämisch hinzu, „hat vielleicht Ovid vergessen, daß man einen wahrhaft Liebenden nicht zur Verzweiflung treiben muß.“

Ihr Körper bebte heftig. „Wollen Sie sich auf das Schaffot bringen?“ stammelte sie kaum hörbar. Ich setzte ihr die Degenspitze auf die Brust, und sie bekannte. Jetzt ließ ich von ihr ab, mit der ernstlichen Warnung, daß sie meiner Rache nicht entrinnen werde, wenn der Baron auch nur eine Sylbe von diesem Auftritte er-

führe. In wahren oder künstlichen Krämpfen blieb die Verworfene liegen; ich aber taumelte in meinen Gasthof, warf mich in den Wagen und flog an diese Küste, wo ich seit drey Tagen, in einer Fischerhütte verborgen, den günstigen Augenblick erspäht, um Luisen meine Unschuld, meine Liebe zu betheuern."

„Und mich nur noch elender zu machen!" schluchzte sie. Doch nein, diese Klage kam nicht aus ihrem Herzen, denn dieses Herz fühlte sich sanft erleichtert, als es die Unschuld des Geliebten erkannte. Schöne Tage verlebten sie nun wieder an der unwirthbaren Küste; jede Klippe wurde für sie ein Dorotheen Stein; täglich fanden sich die Liebenden auf dem einsamen Spaziergang, wo sie nur aus einem einzigen Fenster des Felsenschlosses bemerkt werden konnten. Aber dieses Fenster, das wußte Luise, gehörte zu einer unbewohnten Kammer, die seit vielen Jahren nicht aufgeschlossen worden. Indessen meinte Robert, es sey doch möglich, daß Frau Brigitte einmal auf den Einfall gerathen könne, sie dort zu belauschen. Die ängstliche Luise fand diese Furcht nicht ungegründet, und ließ daher sich leicht überreden, bis zu der unfern gelegenen Fischerhütte mit ihm zu wandeln, wo sie allen neugierigen Blicken sich entzogen, auf einer Bank von See-

gras Träumen einer glücklichen Zukunft nachhingen, und täglich rathschlagten, durch welche Mittel sie zu erringen sey. Natürlich war Roberts erster Gedanke, Luisen zu entführen, welches ihm hier so leicht wurde. Er durfte nur eine Fischerbarke miethen, und sich mit ihr nach Venedig retten. Allein sie versagte beharrlich ihre Einwilligung."

„Ich bin nun einmahl des Barons Gemahlin," sagte sie, „meine Ehre darf ich auch der Liebe nicht opfern." Weit leichter schien es ihr, den Mann; der ohnehin sie haßte, zu einer Trennung zu überreden, oder dessen Tod abzuwarten. Das letztere verwarf Robert als unerträglich weit aussehend; das erstere wolle er aus allen Kräften zu bewirken suchen. Beyde überzeugten sich so gern von der leichten Ausführung dieser Maaßregel; beyden wurde es täglich gewisser, daß sie, nach überstandener Prüfung vereinigt, bald ganz einander angehören würden; und — dieser süßen Täuschung sich überlassend — sah ein unbewachter Augenblick sie straucheln. —

Aber plötzlich fuhr Luise jetzt erschrocken aus dem schönen Traum empor! — „Wir haben uns hier zum letztenmahl gesehn!" rief sie mit bittrer Wehmuth und abgewandtem Gesicht. „Reisen

Sie, Robert, und wenn es Ihnen nicht gelingt, meine Bande zu lösen, so kehren Sie nie zurück, um meine Tage zu vergiften! und mir den einzigen letzten Trost, das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit zu rauben! — Er wagte es nicht, die Verwegenheit der Leidenschaft zu rechtfertigen, allein er schwur, Luisen dem Baron abzutrotzen, abzubetteln, oder zu sterben! —

So reiste er ab. Sie weinte und hoffte ihm einsam nach, bald durch Schuldbewußtseyn niedergebeugt, bald durch die Möglichkeit erhoben, als Roberts Gattin mit ihrem Gewissen sich wieder auszusöhnen. Aber welche Todesangst ergriff sie, als nach und nach die Vermuthung ihr zur schrecklichen Gewißheit wurde; jener unselige Augenblick, in welchem ihr Schutzgeist sie nicht umschwebte, sey nicht ohne Folgen geblieben. Sie schauderte! — welche Scenen, welches Schicksal harrten ihrer, wenn Robert nicht schleunig mit tröstlicher Bothschaft zurückkehrte! wie konnte sie ihren Zustand der erfahrnen Brigitte verbergen? oder wie sich herablassen, diese Creatur um Mitleid anzuflehen? —

Jetzt bereute sie, der Flucht nach Venedig sich widersetzt zu haben. Jetzt fühlte sie, schnelle Hülfe müsse ihr werden, oder sie sey ohne Ret-

tung verlohren! — In dieser Angst bediente sie sich des Schreibzeugs, welches Robert, auf irgend einen Nothfall, nebst seiner Addresse ihr zurückgelassen. Sie meldete ihm—so deutlich als die Schaam sich auszudrücken verstattete—ihre grausame Lage; sie beschwur ihn, auf der Stelle herbey zu eilen, und sich mit ihr in das erste lecke Boot zu werfen, um einem drohenden Geschick sie zu entreissen. Diesen Brief vertraute sie dem schlauen Fischer, dessen Hütte den Liebenden zum Obdach gedient, dem sie zwar nichts zu geben hatte, der aber von Robert so oft und reichlich beschenkt worden war, daß sie auf seine Treue zählen durfte. Nachdem er ihr heilig versprochen, das Papierchen nach Ragusa auf die Post zu tragen, erfreute sie sich wieder eines Schimmers von Ruhe und Hoffnung. Sie wußte ja, daß Robert keinen Augenblick säumen würde, die Angst von ihr zu wälzen; sie zählte die Wochen, die der Brief zu laufen hatte, und die Tage, deren der Geliebte zu einer schnellen Reise bedurfte; sie verabredete mit dem Fischer, daß er einen weissen Stab unter ihr Fenster an das Ufer pflanzen sollte, wenn er irgend eine Nachricht ihr mitzutheilen habe.

Mit welcher Beklommenheit näherte sie an jedem Morgen sich dem Fenster — welche scheue

Blicke warf sie hinab — wie unzähligemal kehrte sie seufzend um — bis endlich eines Tages, beym Aufgang einer unbewölbten Sonne, der weisse Stab ihr in die Augen schimmerte. Fast hätte sie geschrieen. Bebend stand sie da, und konnte den Blick nicht davon wenden; erschrack, so oft die Alte in das Zimmer trat, war ungewöhnlich gesprächig gegen sie, bloß um zu verhüten, daß sie nicht auch an das Fenster träte, denn der Stab — meinte Luise — müsse Jedem in die Augen fallen und Jedem verkünden, was er bedeute. Gern wäre sie gleich hinabgeeilt, der Fischerhütte zugeflogen; allein das würde im Schlosse Aufsehen erregt haben; Vorsicht heischte, die gewöhnliche Stunde des Lustwandelns abzuwarten. Ach! es war eine ewige Ewigkeit bis zu dieser Stunde. — Endlich schlug die alte Thurmuhr. Luise schwebte mit hochklopfendem Herzen, die Wendeltreppe hinab — kaum berührte ihre Fußspitze den Sand — in wenigen Minuten erreichte sie die Hütte und lag in Roberts Armen.

Unter zärtlichen Klagen, die der tröstende Geliebte in feurigen Umarmungen erstickte, schwand blitzschnell eine schöne Stunde. Robert ermannte sich. „Wir haben keine Zeit zu verlieren“ sprach er hastig. „Alles ist bereit, die Segel

sind aufgezogen, nur wenige Schritte bis zur na-
hen Bucht, und du bist frey."

„Ich folge dir!" rief Luise und hieng sich
zitternd an seinen Arm. Da wurde plötzlich die
Thür aufgerissen. Mit gespannter Pistole stürzt
der Baron herein. Robert griff nach dem Degen
— ein Schuß fiel — Luise wurde ohnmächtig —
Als sie erwachte, war es Nacht. Eine kleine Lam-
pe brannte dunkel. Sie besann sich, wo sie sey!
das Fischergeräth an den Wänden erinnerte sie
bald an den letzten Augenblick, dessen sie sich be-
wußt war. Jetzt fiel ihr Blick auf den Boden
— Robert lag zu ihren Füssen mit zerschmetter-
tem Haupte, sein Blut hatte ihr Gewand be-
sprützt. —

Kreischend fuhr sie empor — unwillkührlich
rannte sie nach der Thür, die sie fest verriegelt
fand. Der Mörder hat keine schrecklichere Rache
zu ersinnen gewußt, als mit dem Leichnam des
Geliebten sie einzusperren. —

Der Fischer, dessen Treue blos Geld erkauf-
te, hatte, Luisens von keinem Geschenk beglei-
teten, Auftrag bedenklich gefunden, und ihren
Brief für einige Piaster an den Banditen ver-
handelt, der ihn seinem würdigen Herrn schickte.

Der Baron lachte vor Wuth als er ihn las, und beschloß augenblicklich, ihn zum Werkzeug der gräßlichsten Rache zu benutzen. Er sandte den Brief wohl versiegelt an seine Adresse, und eilte selbst unter fremden Nahmen voraus nach Ragusa, wo er sich verborgen hielt, bis der Bandit ihm Roberts Ankunft verkundschafte. So gelang es ihm, die Liebenden zu überraschen. Sein erster Schuß streckte den verhaßten Nebenbuhler zu Boden, und schon hatte er die zweyte Pistole gespannt, um die Ohnmächtige ihm nachzusenden, als der Satan ihm zuflüsterte: diese Rache sey nur unvollkommen; durch einen schnellen, bewußtlosen Tod werde er den Wünschen der Unglücklichen nur zuvor eilen. Da setzte er grinzend den Hahn der Pistole in Ruhe, wandte sich und verriegelte die Thür. Seine teuflische Erwartung hatte ihn nicht getäuscht. Nach dreystündiger Todesangst wurde Luise von einer unzeitigen Frucht entbunden, und starb, indem sie den Leichnam des Geliebten fest umklammert hielt.

Erst Jahre nachher, als eine beklemmende Brustkrankheit den Mörder heimsuchte, ergriff ihn auch die Reue. Da riß er die Fischerhütte nieder und baute eine Kapelle auf den Platz, wohin er die Ermordeten begrub, auch Seelenmessen für ihre und seine Ruhe stiftete.

Das ist die Kapelle mit dem verguldeten Kreutze, die der Küstenfahrer erblickt, wenn er von der kleinen Insel Milete hinüber nach Ragusa steuert.

Lamoignon.

In Jammerzeiten kenne ich keine tröstlichere Lectüre, als die Biographieen solcher Männer, die den Grundsatz verabscheuten: was ich kann das darf ich auch; die blos, was recht ist, zu dürfen glaubten; die den Stürmen der willkührlichen Gewalt, unerschütterliche Tugend, kalten Ernst entgegen stellten; an deren Felsenbrust jede Goldschwangere Welle zerstiebet; die kein Versucher, unter welcher Larve er auch erschien, vom Pfade der Pflicht zu locken vermochte; die den Machthabern hohe Achtung abtrotzten, und vom Volke als dessen Schutzgötter verehrt wurden.

Ein solcher Mann war der Parlaments-Präsident Lamoignon. Sein Leben erschien gedruckt

zu Paris vor 28 Jahren, aus gleichzeitigen Quellen und Familienpapieren geschöpft. Er war bloß Requeten-Meister, als er zum ersten Präsidenten erhoben wurde, und diese Wahl, noch mehr die Art, wie sie geschah, ist Einer der schönsten Züge im Leben des Cardinals Mazarin. Alle Minister setzten sich in Bewegung, um für Eine ihrer Creaturen den erledigten Platz zu erhaschen. Dem bescheidenen Lamoignon kam es nicht in die Gedanken, sich unter die Mitbewerber zu stellen. Seine kühnste Hoffnung war: wenn etwa der sogenannte Präsident à mortier, Nesmond, hinauf rückte, dessen bisheriges Amt zu erhalten, welches schon sein Vater bekleidet hatte. Mit dieser Bitte trat er vor den Cardinal, der ihm nicht einmal Zeit ließ, sie vorzutragen, sondern ihm entgegen rief: „Sagen Sie mir nichts, ich denke mehr an Sie als Sie glauben."

Bey einem zweyten Besuch verschloß Mazarin sorgfältig die Thüre, setzte sich vertraulich zu ihm, und sagte: „ich bitte Sie, Bekanntschaft mit mir zu machen. Bisher ist blos Ihr Ruf zu mir gedrungen; Sie sind Einer von denen, die ich am wenigsten kenne; Sie haben mir nie den Hof gemacht; ich habe Sie nie bey öffentlichen Gelegenheiten oder Schauspielen gesehn;

erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Lebensweise.“

Nach dieser traulichen Befragung fuhr er fort: „Gebeichtet haben Sie, jetzt kommen wir an die Absolution. Sie werden erster Präsident, und Gott ist mein Zeuge, daß, wenn ich einen rechtschaffenern Mann für diese Stelle wüßte, ich ihn gewählt haben würde.“ — Beym Abschied umarmte ihn der Cardinal, sprechend: „Ich kenne Ihre Mässigung; wir sind ungeduldiger als Sie selbst, in Ihnen den ersten Präsidenten zu begrüssen.“

Bey einem dritten Besuch sagte Mazarin: „Ich beharre darauf, Ihnen das Amt zu geben. Ich will es, der König will es, Gott will es; ja Gott! den ich selbst gebeten und durch viele fromme Seelen bitten lassen, mich über diese Wahl zu inspiriren; er hat mir keinen Andern in die Gedanken gegeben, und so beharre ich darauf. Sie werden nach Ehre und Gewissen dienen; nie wird man etwas Ungerechtes von Ihnen verlangen; könnte ich je dergleichen begehren, so spreche ich Sie schon in diesem Augenblicke von aller Verbindlichkeit los, mir zu willfahren; selbst wenn der König oder die Königin etwas Ungerechtes Ihnen zumutheten, so werde ich Ihr Vertreter seyn.

Wir wollen zusammen am Glück des Volks arbeiten." — Lamoignon, der diese goldnen Worte eines allmächtigen Ministers selbst aufgezeichnet hat, fügt hinzu: er habe nichts daran geändert.

Noch verzögerte sich seine Ernennung. Ludwig XIV. machte den Feldzug von 1658 und der Cardinal wollte, aus guten Ursachen, seine Rückkunft abwarten. Sie erfolgte. „Nun ist es Zeit," sagte Mazarin, „man hat den König in große Versuchung geführt; man hat ihm noch vor wenig Tagen hundert und zwanzig tausend Louisdor geboten; aber so nothwendig er auch das Geld brauchen mag, so sollte er doch lieber, statt es zu empfangen, eben so viel geben, um einen guten Präsidenten zu haben."

Lamoignon erhielt nun wirklich diesen angesehenen Posten, und rechtfertigte ganz des Ministers Vertrauen. Einen schönen Beweis davon gab er in dem berüchtigten Prozeß gegen den ehemaligen Finanzminister Fouquet, einen Mann, der mit Blut und Mark des Staates sich gemästet hatte, Lamoignon stand an der Spitze einer Commission (Chambre de justice), welche zu Untersuchung dieses Prozesses ausdrücklich ernannt worden war. Der König — äußerst erbittert

gegen Fouquet — sprach einst mit Lamoignon länger als eine Stunde über dessen Verbrechen. „Er hat sich zum Herzog von Bretagne und Könige der umliegenden Inseln machen wollen," sagte Ludwig, „er gewann Jedermann durch seine verschwenderische Freygebigkeit, ich konnte mich auf Niemand mehr verlassen.

Je heftiger der König gegen den Angeklagten donnerte; je mehr glaubte Lamoignon mit Mässigung verfahren zu müssen. Er gab Fouquet einen Vertheidiger, der frey bey ihm aus- und eingehen, und ohne Zeugen mit ihm sprechen durfte. — Colbert, Fouquets eifrigster Verfolger, wollte einst den Präsidenten über seine Meinung ausholen. „Ein Richter," antwortete dieser, „sagt seine Meinung nur Einmal, nehmlich auf dem Richterstuhle."

Mehr bedurfte es nicht, um sich Colberts Feindschaft zuzuziehen. Auf dessen Anstiften gab der König dem rechtschaffenen Präsidenten Merkmahle des Mißvergnügens. Das kränkte ihn tief; er stellte sich mit bescheidner Kühnheit vor den Monarchen, legte sein Amt in dessen Hände nieder, und bediente sich zugleich der Gelegenheit, ihm starke Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde eines Tugendhaften doppelt kräftig wir-

ken, wenn er selbst in diesem Augenblicke als ein Opfer derselben erscheint. Ludwig — zu groß, um sich dadurch beleidigt zu fühlen — nahm seine Abdankung nicht an; machte seine harten Worte durch verbindliche Redensarten wieder gut, die er so schön zu sagen wußte, und schickte noch am selbigen Tage Tellier zu ihm, mit dem Auftrag: „es werde dem Könige Vergnügen machen, wenn Lamoignon das Vergangne vergesse, und mit Colbert auf einem freundschaftlichen Fuße lebe."

Man muß bekennen, daß, wenn Lamoignon die herzlichste Bewunderung verdient, er auch in einem Zeitraum lebte, wo die Tugend noch imponirte. Die geringste Widersetzlichkeit gegen den Willen des Machthabers würde, in andern Zeiten, ihm auch ohne freywillige Abdankung sein Amt gekostet haben, und es wäre nicht weiter die Rede von ihm gewesen. Ludwig war nicht der größte Feldherr, aber ein wahrhaft großer König.

Als Fouquet erfuhr, daß an der Spitze seiner Richter ein Mann stehe, der zwar einst sein Freund gewesen, den er aber, in den Tagen seiner Gunst, oft gekränkt hatte, urtheilte er, als Höfling und Minister, von den muthmaßlichen

Gründen, durch welche die Höflinge und Minister bewogen worden waren, diesen Mann zu wählen; allein er kannte auch den Präsidenten hinlänglich, um dennoch Vertrauen zu ihm zu fassen. Er ließ ihn bitten, das Unrecht zu vergessen, welches er ihm zugefügt. Lamoignon antwortete: ich erinnere mich blos, daß er mein Freund war, und daß ich sein Richter bin.

Minder treffend beurtheilte Fouquet seine übrigen Richter. Als die Berichtserstatter (Referenten) ernannt werden sollten, protestirte er gegen d'Ormesson, der sich doch nachher so vielen Ruhm in dieser Sache durch nachsichtsvolle Mässigung erworben. Er protestirte auch gegen Cornier de St. Helene, den er freylich besser kannte, denn dieser Cornier stimmte für seine Hinrichtung. — Der König erfuhr, was vorgieng, ließ den Präsidenten rufen und befahl ihm, gerade diese beyden zu Berichtserstattern zu ernennen. Lamoignon erwähnte der geschehenen Protestation. „Eben deswegen," sagte Ludwig, „man fürchtet ihre Rechtschaffenheit."

Lamoignon gab zu, daß sie rechtschaffne Männer wären, erklärte aber freymüthig, er ha-

habe es sich zum Gesetz gemacht, einem Angeklagten niemahls, weder erbetene noch verbetene Referenten zu geben.

„So möge," erwiederte der von seinen Ministern wohl instruirte König, „Fouquet die Gründe seiner Protestation angeben; man wird sie erwägen und darüber entscheiden."

„Es ist ein Unterschied," versetzte Lamoignon, „ob von einem Richter oder von einem Referenten die Rede ist. Jener ist nothwendig, dieser wird gewählt; darum muß man gegen einen Richter Gründe angeben; bey einem Referenten ist das unnöthig. Ueberdieß hat, in einem Criminal-Prozeß, der letztere einen weit entschiednern Einfluß auf das Schicksal des Angeklagten; er kann selbst durch seinen Bericht die Stimmen leiten." — Als Ludwig nicht mehr wußte, was er entgegnen sollte, sagte er ächt königlich: ich will es so.

Der unerschrockene Präsident bat ihn, sich Zeit zu nehmen, ehe er seine letzten Befehle ertheile, aber Ludwig erklärte trocken: er habe Alles wohl überlegt, und sein Wille sey unwiderruflich.

Lamoignon machte Colbert und Tellier sehr lebhafte Vorwürfe über diesen Machtstreich. Turenne sagte damahls lachend: „Colbert hat große Lust Fouquet hängen zu sehen, und Tellier große Furcht, daß man ihn nicht hängen werde.“ — Der Präsident gehorchte endlich. Er hat den Kampf, den er mit sich selbst darüber bestand, sammt den Gründen, die ihn bestimmten, auch selbst aufgezeichnet. „Ich sah ein,“ sagt er, „daß die Foderung, die an mich geschah, nur eine Unregelmäßigkeit, aber nichts Gesetzwidriges enthielt. Die höchste Gewalt begieng freylich eine Unklugheit, indem sie den Argwohn der Partheylichkeit auf sich lud, aber keine Ungerechtigkeit. Meine längere Weigerung konnte zwey rechtschaffne Männer beleidigen, deren Einer (Ormesson) mein Freund war, ein Mann, der die höchste Zartheit der Redlichkeit mit dem höchsten Muth der Tugend verband. Ich nutzte vielleicht dem Angeklagten wider seinen Willen, indem ich sein Schicksal in so reine, heilige Hände legte.“

Indessen hatte dieser, obgleich nun aufgegebne, Widerstand Fouquets Feinde doch beunruhigt. Sie meynten, der Präsident begünstige entweder den Angeklagten, oder seine Strenge sey doch sehr beschwerlich; darum wurde kaba-

lirt, ihm den Vorsitz in der Commission zu nehmen. „Die Sache zieht sich in die Länge," sagte der König zu ihm, „ich will sie beschleunigen. Ihre Geschäfte sind zu gehäuft, Sie können nicht alles thun. Ich habe dem Kanzler Séguier befohlen, künftig der Commission beyzuwohnen; deswegen können Sie aber doch hingehen, so oft Ihre Zeit es erlaubt."

„Es wird mir jederzeit eine Ehre seyn," erwiederte Lamoignon, „unter dem Vorsitz des Kanzlers zu dienen. Unter ihm habe ich meine ersten Kenntnisse gesammelt, und kann auch jetzt noch viel von ihm lernen."

Der König, der vermuthet hatte, ihn gekränkt zu sehen, wollte sein Verfahren durch verbindliche Redensarten versüssen: „ich begreife nicht," sagte er, „wo Sie Zeit und Gesundheit für die doppelte Arbeit hergenommen haben."

Am andern Morgen empfing Lamoignon den Kanzler in der Commission. „Künftig," erklärte dieser, als man auseinander gieng, „ersuche ich die Herren, sich früh um 9 Uhr einzufinden."

„In diesem Falle," erwiederte der Präsident, „kann ich nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, denn so früh ist die Parlamentssitzung nicht geendigt." — „So werden wir uns nach Ihnen richten," sagte der Kanzler sehr höflich, und that es wirklich, aber nur Einmahl; denn in der nächsten Sitzung erzählte er, der König habe ihm Trägheit vorgeworfen, man müsse sich also um 9 Uhr versammeln.

So wurde der Zweck von Fouquets Feinden erreicht. Lamoignon erschien nicht mehr, oder doch nur selten Nachmittags. Er zog sich unvermerkt zurück, wobey er jedes Aufsehn zu vermeiden strebte; und wenn man mit ihm davon sprach, führte er ganz unbefangen die Unvereinbarkeit der Arbeitsstunden als die einzige Ursach an. Das war nun Colbert wieder nicht recht; nur den Einfluß des Vorsitzes hatte er ihm rauben wollen. Die gänzliche Entfernung eines solchen Mannes konnte eine Mißbilligung des Verfahrens der Commission scheinen, darum ließ er ihn freundschaftlich ersuchen, nicht ganz wegzubleiben; er werde bey diesem Geschäfte, in einem einzigen Monat, dem Könige wichtigere Dienste leisten, und besonders den Allerhöchsten Beyfall sicherer erwerben, als im Parlament in dreyssig Jahren.

Man erbot sich, künftig den Vorsitz zwischen dem Kanzler und dem Präsidenten zu theilen, so, daß Jener ihn des Morgens, dieser Nachmittags führen sollte. — Dann wollte man ihm wieder den Vorsitz allein überlassen, wenn er sich nur entschließen wolle, abgesonderte Conferenzen mit solchen Richtern zu halten, die Colberts Vertrauen besaßen. — Endlich sollte er ohne alle Bedingung wieder in seine Rechte treten. Lamoignon aber blieb standhaft bey seiner Weigerung, und sagte zu seinen Freunden: „ich habe meine Hände gewaschen."

Im Grunde hielt er Fouquet allerdings für schuldig, wenigstens der Veruntreuung. Allein er sah, daß die Heftigkeit, mit der man ihn verfolgte, ein Interesse, dem der unterdrückten Unschuld gleich, für ihn erweckte. Daß räuberische Finanzminister bestraft und der Raub ihnen entrissen würde, hielt Lampignon für ganz recht, und er selbst war der Erste gewesen, dem Könige solche Maaßregeln zu rathen, ehe noch an Fouquets's Verhaftung gedacht wurde; nur sollte, nach seiner Meynung, eine solche Commission vom Einfluß des Hofes gänzlich frey bleiben, und kein Werkzeug in den Händen der Minister werden, um ihre Feinde zu verderben. Ueberdieß erschwerten ihm zwey Dinge sein Rich-

teramt in diesem Falle; seine vormahlige mit Fouquet gepflogene Freundschaft, und die nachmahlige Erkaltung derselben. Die erstere machte ihn dem Hofe verdächtig; die letztere konnte ihn dem Volke verdächtig machen.

Ich schalte hier eine meisterhafte Schilderung von des berühmten Colberts Charakter ein, wie Lamoignon sie selbst entworfen. „Colbert ist Einer der schwürigsten Menschen für solche Leute, die weder Neigung haben noch in der Lage sind, ihm gänzlich unterworfen zu seyn. Er meynt es nicht böse, aber seine Laune ist fähig, viel Böses zu stiften; denn dieser folgt er unbedingt, und bestärkt sich selbst in seinen Fehlern durch seine guten Eigenschaften. Er weiß, welche große Dienste er leistet, Dienste, die in der That so wichtig sind, daß ich selbst überzeugt bin, Niemand als Er kann mit solcher Fähigkeit und Treue, mit solchem Fleiß und glücklichen Erfolg an Verbesserung der Finanzen arbeiten. Dieß Bewußtseyn machte ihn glauben, daß Jeder, der nicht seiner Meynung ist, eine schlechte Meynung hat, und daß man, ohne unwissend oder boshaft zu seyn, ihm nicht widersprechen kann. Die eigne Ueberzeugung von seinen vortrefflichen Absichten macht ihn mißtrauisch gegen Jeden, der nicht ganz unbedingt ihm Beyfall

giebt. Daher kommt es, daß er kein Mittel verschmäht, seinen Willen durchzusetzen, ohne zu bedenken, daß schlechte Mittel oft den besten Zweck herabwürdigen können. Er duldet keinen Widerspruch, verschmäht jede Berathung, besonders mit verständigen, erfahrnen Leuten, die wohl ein Recht dazu hätten, ihm Rath zu ertheilen, denn das würde scheinen, als theile er seine Macht mit ihnen: ein unerträglicher Gedanke für sein despotisches Gemüth. Aber eben daraus entspringt ein anderes Extrem, welches ich oft bey Leuten seines Characters angetroffen habe; nähmlich, er ist sehr empfänglich für die Einlispelungen seiner Bedienten und Untergebenen."

Nicht minder ehrwürdig als bey Fouquets Prozeß, erschien Lamoignons reine Tugend bey einer andern wichtigen Gelegenheit. Es war 1667 von einer königlichen Ordonnanz die Rede, gegen welche das Parlament sich erhob, doch nicht mit der Zustimmung seines Präsidenten. Man hätte glauben sollen, der Hof werde diesen angefeuert haben, die Widerspenstigen im Zaum zu halten? Keinesweges. Im Gegentheil, der Hof wünschte, daß das Parlament sich vergessen und schuldig erscheinen möchte, um einen Vorwand zu haben, jetzt, da man sich stark genug fühlte, die Beleidigungen zu rächen, die man zur Zeit der Fron-

de von diesem stolzen Gerichtshof hatte erdulden müssen. Darum erschöpften die Minister alle Künste, um Lamoignon zu bewegen, daß er den unbesonnenen Eifer des Parlaments durch seine Mäßigung und Klugheit n i c h t dämpfen möchte. Man bot ihm eine reiche Abtey für einen seiner Söhne, der noch zu jung war, um einen Stand zu wählen. Der Vater schlug es aus, sprechend: mein Sohn könnte leicht in der Folge den Besitz einer Abtey für einen Beruf zum geistlichen Stande halten. Man bat ihm 200000 Livres, wenn er sich in nichts mischen wolle. Vergebens. „Ich mag nicht," sprach er, „der Mitschuldige eines Hofes werden, der, statt Vergehungen vorzubeugen, wenn er es kann, ihnen lieber freyen Lauf läßt, um das Vergnügen zu haben, sie zu bestrafen." — So stand er, zwischen Hof und Parlament, verschmähte dort des Königs Gnadenbezeugungen, wagte hier die Gunst des Volkes, das ihn mit dem Hofe einverstanden glaubte; und blieb stets unerschüttert.

Als Ludwig XIV. 1672 in einen großen Krieg sich verwickelte, brauchte er Geld, viel Geld. Es sollten neue A u f l a g e n gemacht werden. Lamoignon stimmte für einen mildern Ausweg, nähmlich für A n l e i h e n. Seine Meinung drang durch, allein die merkwürdigen Worte, die Colbert, bey n

Herausgehn aus dem Zimmer des Königs, ihm sagte, sollte jeder Finanzmister in sein Gedächtniß graben, und Lamoignon selbst mochte fühlen, daß seine gute Absicht ihn irre geleitet hatte.

„Sie haben gesiegt,“ sprach Colbert mit einiger Bitterkeit, „Sie glauben als ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben. Mein Gott! wußte ich denn nicht so gut als Sie, daß der König Geld finden würde, wenn er welches borgen wollte? aber ich hütete mich wohl es zu sagen. Da haben wir nun die große Straße der Anleihen geöffnet; welches Mittel bleibt uns künftig, die Verschwendung eines Königs zu hemmen? Man wird borgen und borgen, und am Ende doch nur Auflagen machen müssen, um die Anleihen wieder zu bezahlen.“

Einst vertraute Jemand, dessen Nahmen man nicht erfahren hat, dem redlichen Lamoignon ein Depositum von sehr wichtigen Papieren. Der Hof erfuhr es; die Ministerial-Inquisition erwachte: ein Staats-Secretair schrieb ihm, der König verlange zu wissen, was die Papiere enthielten. Er antwortete: „ich habe kein Depositum, und wenn ich Eines hätte, so würde meine Ehre dieselbe Antwort heischen.“ — Darauf ließ der König ihn vor sich fordern. Er fand den

Staatssecretair bey dem Monarchen, und bat um eine geheime Audienz. In dieser bekannte er sich zu dem Depositum, betheuernd, er würde sich nie damit befaßt haben, wenn es irgend etwas zum Nachtheil des Staates enthielte. „Ew. Majestät," sagte er, „würden mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich im Stande wäre, mehr davon zu entdecken.

„Auch begehre ich nichts mehr davon zu wissen," erwiederte der edle Ludwig, „ich bin zufrieden." Eben trat der Staatssecretair wieder herein. „Sie haben mir da eine schöne Proposition gemacht," rief der König ihm entgegen, „ich soll einen Mann von Ehre zwingen, sein Wort zu brechen. — Gehn Sie," schloß er, indem er sich zu Lamoignon wandte, „Sie haben in dieser Sache keine andere Verbindlichkeit, als die Sie selbst sich aufgelegt haben."

Schon früher war, bey irgend einer Gelegenheit, ihm eine Pension von 6000 Livres versprochen worden, aber in den nächsten sechs Monaten war nicht weiter die Rede davon. Der König selbst dachte endlich daran, und sagte eines Tages zu ihm: „Sie sprechen gar nicht von Ihrer Pension?" — „Sire!" versetzte Lamoignon, „ich warte bis ich sie verdient habe." — „In diesem

Falle," erwiederte der König schnell, „bin ich Ihnen Nachzahlung schuldig," und sie wurde auf der Stelle geleistet.

Wem wird nicht das Herz groß, wenn er diese Züge liest? wem thut es nicht wohl, die Tugend von einem Monarchen geehrt zu sehn?

Pedro de la Gasca.

Es ist so Geist- und Herzerquickend, das Andenken solcher Männer zu feyern, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, zu dem eben aufgestellten Gemählde noch ein Seitenstück zu liefern.

Im Jahre 1546 fürchtete man in Spanien, der ehrgeitzige **Pizarro** möchte sich in Amerika zum Beherrscher von Peru aufwerfen, denn schon hatte er gewagt, sich gegen den Unterkönig zu empören, der in einer blutigen Schlacht sein Leben verlohr, und dessen abgehauener Kopf sogar auf den Galgen zur Schau gesteckt wurde.

Kaiser Carl V. war damals in einen bedenklichen Krieg mit den schmalkaldischen Bundesgenossen verwickelt; den Aufruhr in Amerika zu dämpfen, mußte er seinem Sohne Philipp überlassen, der in der ersten Hitze das Racheschwerdt zucken, und ein heilsames Beyspiel der Strenge geben wollte. Aber — unzählige Hindernisse kühlte n seinen Eifer ab. Um den mächtigen Pizarro zu züchtigen, bedurfte man eines Heeres. Der Kern der spanischen Truppen war in Deutschland; Spanien durch lange Kriege Menschenarm geworden. Eine geringe Macht durfte man nicht senden, und eine ansehnliche in ein so entferntes Land zu schaffen, war fast unmöglich. Pizarro, Meister von der Südsee, konnte den nächsten Weg nach Peru sperren. Zu Lande durch Wüsteneyen und wilde Völker zu dringen, schien noch gefährlicher. Der Weg durch die magellanische Strasse war allzuweit, unsicher und damals noch wenig bekannt. Es blieb also nichts anders übrig, als der Strenge zu entsagen, und ein milderes Mittel zu versuchen.

Hier kam es nun vor allen Dingen auf die Person des Unterhändlers an. Die kluge Wahl traf Pedro de la Gasca, einen Geistlichen, der zwar noch kein hohes Amt verwaltet, aber doch bey verschiedenen, wichtigen Geschäften, wo

man sich seiner bediente, so viele Klugheit, Redlichkeit, Uneigennutz, Vorsicht und Standhaftigkeit bewiesen hatte, daß er dieses Vertrauen vollkommen rechtfertigte. Der Kaiser, mit Gascas Verdiensten bekannt, billigte die getroffene Wahl, und meldete sie ihm selbst in einem Briefe, der dem Schreiber nicht minder Ehre machte als dem Empfänger. Ein hohes Alter, Kränklichkeit, Furcht vor einer weiten Seereise, einem ungesunden Klima, Alles das schreckte den Mann nicht ab, der seinem Vaterlande nützlich werden konnte. Dieser edle Wunsch allein bestimmte ihn, denn als man, um mit größerem Glanze ihn erscheinen zu lassen, ein Bißthum ihm anbot, lehnte er es ab, begehrte keinen höhern Titel, als den eines Präsidenten des Gerichthofes zu Lima, schlug sogar einen Jahrgehalt aus, und bat blos, während seiner Abwesenheit für seine arme Familie zu sorgen. Als Friedensbote wollte er kein glänzendes Gefolge, sondern nur einige Bedienten mit sich nehmen.

Nur in Ansehung der Vollmachten, die er verlangte, war er, zum Wohl des Staates, unnachgiebig. „Sie müssen unbegrenzt seyn,“ sprach er klüglich, „denn das Land ist fern vom Sitz der Regierung; ich kann nicht in jedem Augenblicke neue Verhaltungsbefehle einholen; ich

muß Vertrauen zu meiner Macht einflößen, ich muß verzeihen, bestrafen, belohnen dürfen; die Waffen aller Statthalter in den spanischen Niederlassungen müssen mir zu Gebote stehen."

Eine solche Gewalt schien den Ministern zu groß für einen Unterthan, allein Carl V. dachte größer; er ertheilte sie ihm ohne Bedenken, und Gasca segelte ab, ohne Titel, ohne Geld, ohne Truppen, um der gefährlichsten Empörung die Spitze zu bieten. — Aber ihn begleitete die angebohrne Gewalt erhabener Geister und edler Herzen. Zu Nombre de Dios und Panama fand er Befehlshaber, die jeder Landung sich widersetzen sollten. Beym Anblick dieses Greises, dessen Sanftmuth, Sitteneinfalt und Beruf, Liebe und Ehrfurcht in jeder Brust weckten; bey seiner Erklärung: er komme mit dem Oelzweig, er wolle nur helfen, verzeihen, Ordnung und Gerechtigkeit in Peru wieder einführen; vergaßen sie, das strenge Gebot zu erfüllen; er landete und eroberte die Herzen. Pizarro schrieb an seine Vertrauten, man solle ihm 50000 Pesos bieten, wenn er abstehn wolle; wo nicht, ihn vergiften.

Dieser rasende Befehl empörte die Empfänger, sie traten öffentlich auf Gascas Seite und überlieferten ihm die Flotte. Pizarro, von Wuth

verblendet, ließ durch einen feilen Gerichtshof, Gasca des Hochverraths schuldig erklären und zum Tode verurtheilen. Dann zog er seine Truppen zusammen, tausend Mann, damals eine große Macht, trefflich ausgerüstet.

Aber auch Gasca bewies, daß er, wenn es gelte, mehr als beten und überreden könne. Er sammelte Truppen aus den spanischen Niederlassungen, und sandte sie, mit einem Geschwader, an die peruanische Küste, wo ihr Erscheinen anfangs Bestürzung erregte, bald jedoch alle Mißvergnügte, irre Geleitete oder Reuige zu ihren Fahnen strömten. Pizarro stutzte, wüthete, blieb unerschrocken, machte sein ganzes Heer beritten, und zog mit erstaunlicher Geschwindigkeit dem Feinde entgegen. Allein jeden Morgen beym Aufbruch, wenn Pizarro sein Heer überschaute, fand er dessen Zahl ansehnlich vermindert; während der Nacht waren die Reiter haufenweis entflohn. Er schäumte vor Wuth. Wehe dem Schuldigen oder Unschuldigen, auf den sein Verdacht fiel! er strafte mit unerbittlicher Strenge. Dennoch konnte er die eingerissene Seuche der Desertion nicht hemmen. Ehe er noch den Feind zu Gesicht bekam, war sein Heer auf 400 Mann zusammen geschmolzen. Doch diese vierhundert hatten durch Verbrechen ihre Treue verbürgt, hofften keine

Verzeihung; sondern mußten ihr letztes Heil in der Tapferkeit der Verzweiflung suchen. Mit ihnen schlug Pizarro einen Haufen der Königlichen, machte Beute, ließ die Ueberwundenen grausam behandeln, und alsobald liefen mit dem Glücke viele Anhänger ihm wieder zu.

Doch schon landete Gasca selbst in Peru mit einer Macht, die schnell anwuchs. Noch immer hörte man ihn sanftmüthig den Wunsch erklären, den Streit ohne Blutvergießen zu beenden. Jeden Reuigen empfing er, wie ein Vater das bußfertige Kind. Selbst dem Pizarro bot er Verzeihung an; der vom Glück berauschte verschmähte sie.

Beyde Heere trafen auf einander am 9ten April 1548, und gewährten dem Auge einen seltsamen Contrast. Die Soldaten des Pizarro in seidene mit Gold und Silber gestickte Stoffe gekleidet, ihre Pferde, Waffen und Fahnen reich verziert; die des Gasca ohne Schimmer, an ihrer Spitze ein Erzbischof, zwey Bischöfe, und eine Menge von Geistlichen, die den Segen ertheilten. Schon sollte zum Angriff geblasen werden, als plötzlich mehrere der vornehmsten Offiziere Pizarro's hinüber zu Gasca sprengten, und dadurch die schrecklichste Verwirrung in dem verlassenen Heer verbreiteten. Angst und Argwohn grif-

griffen schnell um sich. Hier schlich ein Trupp still davon; dort warf ein anderer die Gewehre von sich; vergebens befahl, drohte, bat Pizarro, in einer halben Stunde war sein ganzes Corps zerstreut. Da stand er eingewurzelt, vor Wuth und Schrecken bebend. „Was ist nun zu thun?“ rief er den Wenigen zu, die noch sein Schicksal theilten. „Nichts,“ erwiederte ein unerschrockener Spanier, „als in den Feind zu rennen, und den Tod eines Römers zu sterben.“ — Allein von Pizarro waren Muth und Uebermuth gewichen, er ergab sich. Gasca befleckte den unblutigen Sieg durch keine Grausamkeit. Nur Pizarro und einige der vornehmsten Verbrecher wurden enthauptet; alle übrige erhielten Verzeihung.

Jetzt heischte Klugheit, die Menge der müssigen Abentheuer zu beschäftigen. Gasca sandte sie nach Chili, um ferne Länder zu erobern. Das Schwerste blieb ihm noch übrig: die Getreuen zu belohnen: denn Jeder hielt nur den höchsten Lohn seinen Verdiensten angemessen. Durch Confiscation, oder den Tod der vorigen Besitzer, war der Krone ein Eigenthum zugefallen, welches mehr als zwey Millionen Pesos jährlich abwarf, dennoch nicht hinreichend, um die Habgier zu sättigen. Gasca that was er konnte, hörte und

prüfte eines Jeden Ansprüche mit kalter Unpar- theylichkeit, gab mit vollen Händen, und behielt nichts für sich. Dennoch machte er nur Undankbare, die sogar mit Empörung droh- ten. Durch Strenge und Sanftmuth unterdrück- te er jede aufrührerische Bewegung; stellte Ord- nung und Rechtspflege im ganzen Reiche wieder her; schützte die armen, unterjochten Indianer vor grausamer Behandlung; sorgte für den Un- terricht in der Religion; und — nachdem er auf diese Weise den Zweck seiner Sendung erfüllt — legte er freywillig die Regierung nieder, schiffte sich ein, kam arm in sein Vaterland zurück, brach- te aber dem Hofe eine Million und dreymahlhun- derttausend Pesos erspartes Geld. Seine Aus- rüstung hatte nicht mehr als 3000 Ducaten ge- kostet. Ohne Heer, ohne Flotte, ohne Geld war er abgereist; Alles hatte er sich selbst erschaf- fen. Reichere Geschenke hatte er ausgetheilt, als jemals ein Unterthan zu irgend einer Zeit, unter irgend einer Nation zu vergeben hatte; er selbst blieb arm; und in demselben Augenblicke, in welchem er dreyzehnmalhunderttausend Pesos in die königliche Schatzkammer schüttelte, bat er in einem demüthigen Schreiben um eine kleine Sum- me, zu Bezahlung solcher Schulden, die er im Dienst gemacht. Aber ihm wurde ein schönerer Lohn; die Achtung seines Kaisers, die Bewunde-

rung der Nation und der Nachwelt. Er wurde Bischof von Valencia, und verlebte seine noch übrigen Tage in der Stille. Eine nie getrübte Heiterkeit vom edelsten Bewußtseyn erzeugt, begleitete ihn bis zum Grabe.

Die Feengrotte.

Jedermann weiß, daß in der Provinz Languedoc Gebirge befindlich sind, welche die Cevennen heissen; aber nicht Jedermann weiß — (es wäre denn, daß im Museum des Wundervollen etwas davon stünde) — daß auf dem Gipfel eines dieser Berge, der Fels von Taurach genannt, von düsterm Wald begrenzt, eine Grotte gähnt, deren blosser Nahme dem einsamen Ziegenhirten das Haar lüpft, wenn er bis in diese Gegend sich verirrt; die Feengrotte (La baume de las domoiselles). Die Sage geht, es habe zu den Zeiten der Religionskriege eine unglückliche Familie sich dahin geflüchtet, um dem Tode zu entrinnen; oft habe man Abends in der Dämmerung einige dieser unglücklichen,

Gespenstern gleich, herum klimmen sehn, um Ziegen zu stehlen; denn nur von solchem ungewissen Raube und von Wurzeln und Kräutern hätten sie gelebt. Man erzählt ferner, es wären einige Kinder in diesen Höhlen gebohren worden, die nach dem Tode ihrer Eltern, in gänzliche Wildheit versunken, ohne Kleider, ohne Sprache herum geirrt. Erschrockene Bewohner des Landes, welche zufällig eine dieser unglücklichen Creaturen erblickten, thaten mit erhitzter Einbildungskraft noch manches Wunderbare hinzu, und so entstanden Geister, deren Wohnungen kein Sterblicher sich zu nähern wagte. Allein diese Elenden konnten, bey einer solchen Lebensweise, ihren Rang unter den Unsterblichen nicht lange behaupten. Sie verschwanden nach und nach. Man hat eine Menge Knochen gefunden, auch einige grobe Werkzeuge, deren diese Knochen, als sie noch belebt waren, sich bedient haben mögen.

Es ist eine traurige aber wahre Bemerkung, daß die, das menschliche Leben verbitternden Empfindungen länger nachwirken als die versüßenden. So auch die Furcht. Längst schon waren die Gespenster verschwunden; längst flatterte ihr Mähnen gleiches Haar nicht mehr im Sturmwind auf Felsengipfeln, als noch immer Bewohner der umliegenden Gegend nur mit

scheuen Schritten den Berg umkreisten, und jeder Verwegne angestaunt wurde, der sich in die Feengrotte wagte. Ein solcher Wagehals war ein gewisser Herr Lonjon, der ein Amt in einer kleinen Stadt am Fuß der Gebürge bekleidete. Nur einen einzigen flinken Bauerburschen konnte er überreden sein Gefährte zu seyn. Sie erreichten das Ziel ungehindert und befanden sich in einer geräumigen Höhle. Im Hintergrunde derselben erblickte Lonjon eine Oeffnung, allein sie war so eng, daß er höchstens den Kopf durchstecken konnte. Er schleuderte eine brennende Fackel hinein, schaut nach und konnte mit seinen Blicken den Umfang nicht fassen, den sie erleuchtete.

Seine Neubegier wuchs. Er holte Pulver, unterminirte die Oeffnung, sprengte einen Theil derselben, kroch hindurch, stand an fürchterlichen Abgründen und kehrte mit dem Vorsatz zurück, bey einer andern Gelegenheit mit Werkzeugen und Hülfsmitteln versehn, sich wieder einzufinden.

Mehrere Jahre verstrichen. Zufällig erzählte er in Montpellier sein Abentheuer einem Herrn Marsollier, der alsobald, von gleicher Wißbegier ergriffen, sich auf den Weg machte. Ihn begleiteten ein munterer Student, Nahmens Brunet, (vielleicht ein Verwandter von dem drolligen Bru-

net auf dem Theatre de Montansier) zwey rüstige Bauern und sein Bedienter. Sie versahen sich mit einer 50 Fuß langer Strickleiter, mehreren Seilen, Fackeln und Lebensmitteln. Nur Wasser hatten sie vergessen; einige Kirschen löschten ihren Durst. Auf des Berges Mitte stehen kleine bewohnte Häuser, wo sie ihre Caravane noch durch einen braven Kerl mit einer Leiter vermehrten. Bald standen sie vor dem Eingang der Höhle, die von immergrünen Eichen versteckt und beschattet wird. Er hat die Gestalt eines Trichters, etwa 20 Fuß hoch und 20 im Durchschnitt, mit wilden Reben und allerley Pflanzen mahlerisch bewachsen, dennoch so schauerlich, daß Brunets getreuer Hund seinem Herrn nicht folgen wollte, sondern lieber acht Stunden lang davor liegen blieb und gräßlich heulte.

Mit Hülfe der Leitern stiegen sie nun in den ersten Saal hinab. Ihn schmückte eine Tapete von Frauenhaarkraut. (Capillaire, aus dem der bekannte Syrup gemacht wird.) Eine Höhle rechter Hand führte nicht weit. Vier prächtige Säulen von Tropfstein, wie Palmbäume gestaltet, wohl 30 Fuß hoch, erhuben sich im Hintergrunde, reichten aber nicht bis an das Gewölbe, und waren ungewöhnlicher Weise oben dicker als unten. In diesem Saale wurde Feuer angezün-

det und gefrühstückt. — In einem zweyten Saale konnte man nur auf dem Bauche kriechen, und hinab schurren, denn er lag um 20 Klafter tiefer als der erste, von unermeßlichem Umfang, die Wände flimmernd, als habe ein geschickter Künstler Diamanten zu Mosaik verarbeitet; versteinerte Wasserfälle, weiß wie Email, oder gelbliche Tropfen, die herab zu fallen schienen, und im Fallen sich verhärteten. Der Anblick ergriff gewaltig. Es war, als sey vormahls hier alles belebt gewesen, und plötzlich durch einen Zauberschlag, in der Bewegung gehemmt, zu Eis geronnen.

Sie giengen weiter aus einem Gewölbe in das andere, überall wurde ihr Auge durch die mannichfaltigste Pracht entzückt. Säulen, Obelisken, durchsichtige Guirlanden, die aus Krystall, Porcellain und Diamanten gewebt schienen, Alles rechtfertigte den Nahmen Feengrotte. Einmal mußten sie durch ein enges, wie ein Backofen gestaltetes Loch sich drängen, welches sie abermahls in eine Höhle führte, deren Wände ganz aus dem kleinen überzognen Zuckerwerk zu bestehen schienen, welches die Franzosen (und ich glaube auch die Deutschen) dragées nennen. Hier sah es überhaupt aus wie bey einem Berliner Conditor am Weihnachtsabend; kein Fürst der

Oberwelt besitzt einen solchen Dessertaufsatz. Hingegen lieferte die nächste Höhle zu diesem freundlichen Anblick einen furchtbaren Contrast; da sah man nichts als gesprengte, hingerollte, überhangende Felsenstücke, Alles deutete auf Krämpfe im Busen der Mutter Erde; still und schüchtern schlüpften die Menschenkinder zwischen und unter den gewaltigen Massen durch, zitternd, daß eine derselben sich losreissen und sie auf ewig begraben werde.

Endlich gelangten sie an den Ort, wo Lonson den Felsen gesprengt hatte. Sie zwängten sich durch die noch immer enge Oeffnung, und befanden sich nun auf einem Platze, wo ungefähr zwölf Personen stehen konnten. Hinter drey kleinen Pfeilern war ein Loch voll schlammigen Wassers; Fledermäuse flatterten umher; pflanzengleiche Cristallisationen schimmerten auf schwarzem Grunde. Dem Eingang gegenüber war diese Höhle unbegrenzt. Vergebens wurden die Fackeln hoch über die Häupter gehalten, das Auge konnte den Raum nicht messen, und um weiter zu gelangen, gab es keinen andern Weg, als einen steilen, 50 Fuß hohen Felsen. Hier mußte man hinunter. Die Strickleiter wurde an einem Tropfstein befestigt. Man sah einander an. Jeder schien zu erwarten, daß sein Nachbar vor

ihm herklettern solle. Von allen Seiten Abgründe, Steine wurden hinab geworfen; sie fielen lange, bis man sie endlich aufprallen und dann von Felsen zu Felsen weiter springen hörte. Was war zu thun? die Höhle da unten glich, so viel man gewahren konnte, einem Marktplatz an Größe; Neubegier überwand die Furcht. Ein Bauer kletterte voran, Brunet folgte. In einer Entfernung von drey Klaftern konnte man nichts mehr von den hinab Steigenden sehn, und die Zeit, die sie auf ihrer Fahrt zubrachten, schien entsetzlich lang zu seyn. Schon in der Tiefe von 20 Fuß bog sich der Felsen so sehr einwärts, daß die Strickleiter frey hängen blieb und sich drehte. Man nehme dazu die tiefe Stille; das schwache Licht, das gleichsam nur die Finsterniß sichtbar machte; das Grauen der Einöde; das Fallen einiger Tropfsteine, die sich lösten und mit dumpfem Gemurmel hinab rollten; Alles trug bey die Lustparthie in ein schauerliches Abentheuer zu verwandeln.

Marsollier war der dritte, der sich auf die Leiter schwang, die durch seine beyden Vorgänger schon sehr beschwert seyn mußte. Auch die Sprossen bestanden blos aus Stricken, waren zu weit von einander entfernt, und, was das Schlimmste war, das Gewicht von drey Menschen verursach-

te ganz natürlich, daß die ganze Leiter in der Breite sich verengte, während sie in der Länge sich ausdehnte; dadurch wurden denn auch die Sprossen schlaff. Zuerst mußte man sich oben mit den Händen anklammern, unten mit den Füßen die Leiter suchen und vom Felsen entfernen, um den Fuß in die Sprosse setzen zu können; dann konnte man, wegen der Entfernung der Sprossen, sich immer nur mit Einer Hand fest halten, denn wenn man die Andere nicht los ließ, so erreichte der Fuß die folgende Sprosse nicht. Alles das erweckte bey Marsollier eine Angst, die ihn plötzlich kraftlos machte; auf einem Drittel des Weges versagte ihm der linke Arm den Dienst; die Leiter umklammernd blieb er hängen, mit Einem Fuß in der Sprosse, mit dem andern in der Luft, und konnte weder rückwärts noch vorwärts. Da hieng er eine Viertelstunde in der grausamsten Verlegenheit; unter sich erblickte er den Abgrund, der blos vermieden werden konnte, wenn er g a n z g e r a d e auf einem schmalen schlüpfrigen Felsen hinab klimmte; er ächzte laut, und beklagte zugleich seine Gefährten, die durch seinen Zustand gleichfalls in die unangenehmste Lage kamen. Er hörte sie unten rathschlagen, und ihr flüsterndes Gespräch verrieth ihm seine dringende Gefahr. Endlich ermahnte er sich wieder, glitschte auf gut Glück mehrere Sprossen hinab, bis er die

stützenden Arme seiner Gefährten, und mit ihrer Hülfe den Boden erreichte, wo er schwitzend und erschöpft auf einen nassen Felsen sank, der ihm ein wollüstiger Sofa dünkte. Sein Beyspiel schreckte die übrigen ab, die oben zurück blieben.

Unten flimmerte Alles in unermeßlichem Umfang von mannichfach gestalteten, schneeweissen Tropfstein und Warzenstein. Aber noch waren mehr als 50 Fuß hinab zu steigen, und wie? an steilen Felsen, wo keine Fußspitze Platz greifen, keine Hand sich anklammern konnte; jeder Versuch schien ein gewisser Tod. Es fehlten Stricke, es fehlten eiserne Klammern, mehrere Hammer, Menschen, Kräfte, Muth. Sie kehrten um. Marsollier zitterte die Strickleiter noch einmahl zu betreten; er wand sich ein starkes Seil unter den Armen um die Brust, welches oben von zwey Menschen gehalten wurde; so kam er, halb kletternd, halb empor gezogen, glücklich wieder hinauf. Seine Gefährten folgten rasch und munter. Kaum war der Anblick der Gefahr ihren Augen entrückt, als auch, wie oft geschieht, die Gefahr selbst vergessen wurde. Man machte sich Vorwürfe untereinander über Zaghaftigkeit, über Mangel an Vorsicht und gehöriger Vorbereitung; man schämte sich, nicht Alles gesehn zu haben, und beschloß, besser ausgerü-

stet, nächstens wieder zu kommen. Es geschah, und zwar in sehr vermehrter Gesellschaft, unter welcher nun auch Marquis und Parlaments-Präsidenten sich befanden. Alle gaben sich das Wort, allen Gefahren zum Trotz, nicht eher abzulassen, bis sie in das innerste Heiligthum dieses Wundertempels der Natur gedrungen wären. Die möglichste Vorsicht war genommen; mit Leitern, Geräthschaften aller Art, Fackeln, Feuertöpfen, Thermometern, Instrumenten u. s. w., besonders aber mit Muth und Fröhlichkeit gerüstet, trat man den Weg an, und gelangte ohne Zufall wiederum bis an den Platz, auf dem das vorigemahl die Unternehmung ihr Ziel fand. Sie nannten ihn des Teufels Ziehbrunnen, denn auch noch jetzt, mit allen Hülfsmitteln versehn, nach langer beschwerlicher Arbeit, war durch Hammer und Meissel dem steilen Felsen kaum so viel Raum abzugewinnen, daß eine Fußspitze Secundenlang verweilen konnte; man mußte mit kalter Besonnenheit neben einem Abgrund an Seilen hinab glitschen.

Da standen sie und bewunderten eine 25 Fuß hohe, durchsichtige Pyramide, die aus lauter Blumenkohl von Alabaster zusammen gesetzt schien. Doch hier fanden sie auch schon wieder ein neues Hinderniß. Man mußte nothwendig auf einem

sehr schlüpfrigen Pfade weiter gehn, der zwar abhängig, aber doch nicht so steil war, daß man der Leiter sich bedienen konnte. Wer hier ausglischte, mußte ganz gerade vor sich hin fallen, sonst stürzte er zur Seite in ein tiefes Loch oder zerschmetterte sein Gehirn an den Felsen. Eine gute Stunde brauchten die Arbeiter, um Klammern, Haspen, Seile zu befestigen, während die nicht Arbeitenden mit den Hammern an die Felsen schlugen, um ihre Glieder in Bewegung zu erhalten und ihre Einbildungskraft zu betäuben. Als alles fertig war, kehrten dennoch zwey von der Gesellschaft wieder um, denn die Art von Eisbahn, die man, im Vertrauen auf einen einzigen, mit der linken Hand umfaßten Strick hinabglitschen mußte, schreckte sie ab. Indessen war es die letzte Gefahr, welche man zu überwinden hatte, und die standhaften Wagehälse befanden sich nunmehr in einem unterirdischen Tempel, wo man, zwar nicht bequem, aber doch sicher wandeln konnte. Bey jedem Schritte stießen sie auf neue Wunder. Hier ein Altar, wie vom feinsten weissen Porcellain, vollkommen oval, mit regelmässigen Stufen; dort vier gewundene, gelblichte, durchsichtige Säulen, so dick, daß vier Männer sie nicht umfassen, und so hoch, daß die Beobachter nicht unterscheiden konnten, ob sie das im Dunkel sich verlierende Gewölbe berühr-

ten. Die ganze Grotte schätzten sie so groß, wie die Hälfte der, in der Nachbarschaft gelegenen Stadt Ganges. Hin und wieder gab es Klufsten, in welche zu bringen unmöglich war. Sie setzten sich auf den Altar, zündeten eine Menge Feuer an, und verlohren sich in staunender Bewunderung. Bald ruhte ihr Auge auf einem röthlichen, vollkommen runden, spitzlaufenden Obelisk, der von oben bis unten mit der feinsten Bildhauerarbeit geziert schien; bald auf gewaltigen Maßen, welche hier einer Kirche, dort einem Wasserfall glichen, oder wie versteinerte Wolken in der Ferne schwebten. Gebrochene Pfeiler lagen aufeinander gethürmt, desgleichen künstliche Artischocken, Blumenkohl, allerley Confituren. Die Einbildungskraft hatte freyen Spielraum.

Plötzlich zog ein Todtenkopf, ein wirklicher Todtenkopf, Aller Blicke auf sich. Wie war er dahin gekommen? Hatte doch Lonjon erst den Felsen sprengen müssen, um für menschliche Creaturen einen Eingang zu verschaffen? einen Ausgang gab es nirgend. Sie muthmaßten, da im Winter die Höhle überschwemmt wird, daß dieses Wasser den Schädel dahin gespült, und bekümmerten sich nicht weiter darum. — Eine colossale Statüe beschäftigte ihre ganze Auf-

merksamkeit. Sie glich vollkommen einem Weibe, welches zwey Kinder in die Arme schließt. Der Erzähler versichert, daß weder Er, noch seine Gefährten durch Einbildungskraft getäuscht worden, und daß diese Statüe würdig sey, unter den Kunstschätzen des größten Monarchen in Europa zu prangen. Ihre Umgebungen bildeten Drapperien, Franzen, Baldachine, Spitzen, Bänder, Alles so zart gearbeitet, als wär' es von der geschicktesten Künstlerhand hervorgezaubert worden. Die ganze runde Grotte war einem, von Kapellen umgebenen Basilica zu vergleichen; der mittlere Dohm mochte 50 Faden messen. Der Boden ist feucht. In einigen Grotten war die Erde schwarz und weich. Eine derselben hatte vollkommene Aehnlichkeit mit einer Reitbahn, auch stand ein Pfeiler in der Mitte.

Unmöglich läßt sich Alles beschreiben, was die Neugierigen während zehn Stunden sahen und bewunderten. Sie brachen auch manches schöne Stück ab, um es mit zu nehmen, und bereuten es nachher selbst; denn natürlich gab theils die unterirdische Feuchtigkeit, theils der Fackelschein, diesen Dingen an Ort und Stelle einen besonders frischen Glanz, der am Tageslicht verschwand. Sie waren jetzt so tief gestiegen, daß die stärksten Fackeln oben bey der Strickleiter ihnen vor-

kamen, wie gewöhnliche Lichter. Die Statüe des Weibes mit den beyden Kindern sahen sie von mehrern Seiten, nah und fern, und immer blieb die Aehnlichkeit so auffallend, daß selbst die Bauern sie unerinnert fanden, und Einer derselben, von allen diesen Wundern ergriffen, ausrief: „Man bringe mir Brodt und ich bleibe einen ganzen Monat hier.“ — Die Gesellschaft speiste unten zu Mittag; dann wurde ein Protocoll von der ganzen unterirdischen Reise aufgezeichnet, in eine wohl versiegelte Flasche verschlossen, und diese Flasche so gestellt, daß sie nicht zerbrochen werden konnte. Ferner legte man die Nahmen aller dieser Wagehälse in eine blecherne Büchse, und — um nichts zu verabsäumen, sie auf die Nachwelt zu bringen — grub man sie auch noch auf eine blecherne Büchse, die an einem, besonders in die Augen fallenden Orte aufgehangen wurde. So belohnte sich die Eitelkeit für überstandene Gefahren.

Die Fackeln brannten fast zu Ende. Mit Bedauern entschloß man sich zum Rückzug: denn — so versichert der Erzähler — die berühmte Höhle von Antiparos, deren Beschreibung durch Tournefort man für ein Mährchen hielt, und selbst dem Grafen Choiseul Gouffier nicht ganz glaubte — ist nur ein schwaches Seitenstück zu dieser, mit

mit Recht so genannten Feengrotte. Jeder Reisende kann sich nun mit leichterer Mühe als jene Wagehälse, welche die Bahn gebrochen, selbst davon überzeugen, denn überall sind jetzt die nöthigen Haken und Klammern bereits befestigt; die unerschrockenen Bauern zittern nicht mehr vor Gespenstern, und dienen gern, für ein kleines Trinkgeld, als erfahrne Wegweiser.

Die Ziffern.

Man glaubt gemeiniglich, unsere gewöhnlichen Ziffern wären arabischen Ursprungs, und zwar soll Gerbert, der nachmahls unter dem Nahmen Sylvester II. Pabst wurde, sie zuerst von den Arabern, den damahligen Herren von Spanien entlehnt haben. Allein Boetius bediente sich ihrer schon im fünften Jahrhundert, wie Sylvester selbst bezeugt; und der ungenannte Verfasser einer Abhandlung, welche im 48sten Theile der, zu Venedig erschienenen, Raccolta di opusculi scientifici e filologici enthalten ist, beweist mit vieler Gelehrsamkeit, daß unsere Ziffern von den Römern herstammen, welche

Anfangs Worte damit bezeichneten, dann Syl-
ben, Gewichte, Maaße und endlich Zah-
len. In Rechnungen wurde ihr Gebrauch nach
und nach allgemein, nur auf öffentlichen Denk-
mälern behielt man die großen, sogenannten Rö-
mischen Zahlen bey.

Warum heissen denn nun aber Jene ara-
bische Ziffern? — weil sie aus Italien nach dem
Orient sich verbreiteten, Europa hingegen sie ver-
gaß; bey Wiederbelebung der Wissenschaften sie
aufs neue von den Arabern empfing, und diese
folglich zu Erfindern derselben machte. Die Ara-
ber hingegen nennen sie indische Ziffern.

Ihre ursprüngliche Gestalt war — wenig-
stens bey den meisten — sehr von der heutigen
verschieden, und das ist eben nicht zu verwun-
dern, wenn man sich z. B. erinnert, daß die
lateinischen Buchstaben nach den griechi-
schen geformt sind, die griechischen hinwiederum
nach den phönicischen, die Cadmus nach Grie-
chenland brachte, und die phönicischen nach den
althebräischen, wie sie, bis zur babylonischen
Gefangenschaft im Gebrauch waren; (denn nach
derselben bediente man sich der assyrischen
oder jetzigen hebräischen.) Jenes althebräische
oder samaritanische (wovon Scaliger in

seinen Noten zum Eusebius spricht) soll das häßlichste, unförmlichste Alphabet auf dem ganzen Erdboden gewesen seyn; obgleich die Propheten damit geschrieben haben. Von wie vielen tausend Gelehrten mag daran geschnitzelt und gedrechselt worden seyn, ehe es die Form der lateinischen Buchstaben erhielt?

Empfehlungswürdiges Beyspiel für zanksüchtige Schriftsteller.

Den Lesern von Voltaire's Schriften ist bekannt, daß er den Abbé Trublet, einen seiner gründlichsten Kunstrichter nicht leiden konnte, und oft die ganze Lauge seines Witzes über ihn ausgoß. Nun aber wurde dieser Trublet 1761 zum Mitglied der Academie erwählt, hielt, wie gewöhnlich, seine Antrittsrede, und sandte sie mit einem höflichen Briefe an seinen neuen Mitbruder, Voltaire, welcher schon zu Ferney wohnte. Hier dessen Antwort:

„Ihr Brief, mein Herr, und Ihr großmüthiges Verfahren, beweisen, daß Sie nicht mein Feind sind, wie doch Ihr Buch argwöhnen ließ. Ich mag lieber Ihrem Briefe als Ihrem Buche glauben. Sie haben drucken lassen, daß ich Sie gähnen machte, ich habe drucken lassen, daß Sie mich zum Lachen reitzten; was folgt aus dem Allen? Sie sind schwer zu amüsiren, und ich bin ein schlechter Spaßmacher. Indessen sind wir nun gähnend und lachend Mitbrüder geworden, und es ziemt sich, daß wir als gute Christen und als gute Academiker alles vergessen. Ich bin sehr zufrieden mit Ihrer Antrittsrede, und sehr dankbar für die Güte, mir selbige übersandt zu haben. Ihren Brief betreffend, nardi parvus onix eliciet catum. Verzeihung, daß ich Ihnen den Horaz citire, den Ihre Helden, Fontenelle und La Motte, nicht zu citiren pflegten.

„Ich fühle mich in meinem Gewissen verbunden, Ihnen zu sagen, daß ich um kein Haar boshafter als Sie, und im Grunde eine recht gute Menschenhaut bin. Freylich hatte ich mir seit einigen Jahren ausgeklügelt, daß man nichts dabey gewinne, und daß es besser sey, sich ein wenig lustig zu machen, weil das der Gesundheit Vortheil bringt. Uebrigens war ich von meiner eigenen Wichtigkeit nicht so sehr eingenommen,

daß ich gewisse berühmte Feinde immer hätte verachten können, die, seit etwa 40 Jahren, stets meine Person antasteten, und Einer nach dem Andern mich zu vernichten strebten, als hätte ich ihnen ein Bisthum oder den Posten eines Generalpächters streitig gemacht. Es geschah also aus purer Bescheidenheit, daß ich sie endlich ein wenig auf die Finger geklopft habe. Seyn Sie versichert, mein Herr, daß ich zwischen solchen Leuten und Ihnen sehr gut einen Unterschied zu machen weiß. Aber ich erinnere mich, daß meine Nebenbuhler sowohl als ich, zu der Zeit meines Aufenthaltes in Paris, sehr wenig bedeuteten; daß heißt: wir waren sämmtlich arme Schüler aus dem Jahrhundert Ludwig des XIV., die Einen in Versen, die andern in Prosa, Einige halb in Versen, halb in Prosa, zu welcher Zahl zu gehören auch ich die Ehre hatte; unermüdete Schriftsteller von mittelmässigen Schauspielen; große Fabrikanten von Kleinigkeiten, sehr ernsthaft Mückeneyer in Wagschalen von Spinnengewebe wiegend; kurz, ich habe fast nichts als Marktschreyerey gefunden."

„Ich erkenne vollkommen die Nichtigkeit dieser Dinge; aber da ich zu gleicher Zeit auch die Nichtigkeit alles übrigen erkenne, so ahme ich den Bajanius des Horaz nach:

Vajanius armis
Herculis ad postum fixis latet abditur
agro."

„Aus dieser Zurückgezogenheit rufe ich Ihnen, mein Herr, mit aufrichtigem Herzen zu: daß ich viel Nützliches und Angenehmes in Allem, was Sie hervorgebracht haben, finde; daß ich Ihnen herzlich verzeihe, mich gezwickt zu haben; daß es mir leid thut, wenn Sie dagegen von mir ein wenig gekratzt worden sind; daß Gutmüthigkeit besser ist als Spaßmacherey; daß Ihr jetziges Verfahren mich für immer entwaffnet, und daß ich, mein lieber Mitbruder, von ganzem Herzen, mit wahrer Hochachtung, als ob gar nichts vorgefallen wäre, mich nenne

Ihren ergebenen Voltaire."

Antwort des Abbé Trublet.

Tausend Dank, mein Herr und sehr berühmter Mitbruder, für die Antwort, mit welcher Sie mich beehrt haben. Sie ist so fein als verbindlich und, was noch besser, sehr gut gelaunt. Das ist ein Beweis von Ihrer Gesundheit, das Einzige, was Ihnen zu beweisen übrig blieb. Möchten Sie deren noch recht lange geniessen, und

mit ihr alles Feuer und alle Annehmlichkeiten Ihres Geistes erhalten. Das wünschen selbst Ihre Feinde, denn wer Ihre Person nicht liebt, der liebt doch Ihre Werke, davon gilt keine Ausnahme, und wehe dem, den man ausnehmen müßte. Was mich betrifft, ich liebe sowohl die Schriften als den Verfasser und bin u. s. w.

Die Kniffgenies.

(Eine Begebenheit, welche die englischen Zeitungen im Jahr 1749 erzählten.)

Vier Kniffgenies kamen nach London, besahen sich eine Zeitlang das Terrain in einem Viertel der Stadt, und beschlossen endlich, ihr Probestück in dem Hause eines alten Doctors, Nahmens Robert Ledleton, zu machen. Der Mann war sehr reich, unverheyrathet, 75 Jahr alt, und brachte die letzten drey Sommermonate auf dem Lande, 30 Meilen von London zu. Eine Haushälterin, fast eben so alt als Er, bewachte während seiner Abwesenheit, die stille Woh-

nung treulich, ohne eine andere Gesellschaft als ihre Katze, ohne andern Zeitvertreib als ein frommes Lied.

Eines Morgens wird an die Thür geklopft, sie schaut mit bewaffneter Nase zum Fenster hinaus, erblickt zwey Herrn in Trauer, begleitet von einer Gerichtsperson und einem Schreiber. Sie öffnet die Thür, die Fremden begrüßen sie wehmüthig, verkündigen ihr den Tod ihres alten Herrn, geben sich als dessen Erben zu erkennen, und ziehen ein wohl versiegeltes Testament aus der Tasche. Die Alte heult, die Katze heult mit, beyde sind untröstlich; die Nachbarn eilen herbey — was giebts? — der alte Doctor ist gestorben, sein Testament soll eröffnet werden; das findet man sehr natürlich. Die Gerichtsperson schüttelt ihren Stab, das Testament wird verlesen; der Schmerz der Alten scheint gemässigter, als sie vernimmt, daß ihr ein ansehnliches Legat vermacht worden. Die Nachbarn wünschen ihr Glück und gehn nach Hause, ohne den Verlust des seligen Geizhalses zu beklagen.

Jetzt fragen die Erben die Gerichtsperson, wie sie sich zu verhalten haben, um den Gesetzen gemäß, die Erbschaft in Empfang zu nehmen? — Mit großem Ernst wird ihnen geantwortet: man

müsse vor allen Dingen zur Versiegelung der Habseligkeiten des Verstorbenen schreiten. Man fodert die Schlüssel von der Alten, die sie willig ausliefert. Alle Schränke und Kasten werden geöffnet, man fängt an ein Inventarum aufzunehmen.

„Das kann ziemlich lange währen," flüstert Einer der Erben der Haushälterin ins Ohr, „wir müssen den Herren doch einige Erfrischungen vorsetzen." Er steckt ihr eine Guinee in die Hand, um herbey zu schaffen, was in der Nähe zu haben ist. Sie trippelt fort. Alsobald wird Alles zusammen gepackt, was sich von baarem Gelde und Kleinodien vorfindet. Die Alte trägt auf, schenkt ein, wird gesprächig; man trinkt ihr zu, man rühmt ihre vieljährige Treue; man versiegelt in ihrer Gegenwart und scheidet endlich von ihr mit der freundlichen Vermahnung, nach wie vor auf Alles im Hause wohl zu achten, bis das Testament förmlich in Erfüllung gesetzt werde. Die Alte begleitet die Herren mit vielen Knixen bis an die Hausthür, und schließt sorgfältig hinter ihnen zu.

Eine Woche verstreicht und noch eine zweyte, kein Erbe läßt sich blicken. Eines Abends in der Dämmerung, gegen Ende der dritten Wo-

che, reitet der alte Herr Doctor steif und wohlgemuth die Strasse herauf. Die Nachbarn an ihren Fenstern kreuzigen sich und sprechen: der Geitzhals hat keine Ruh im Grabe. Er klopft an seine Thür, die Alte ruft wer da! er giebt sich zu erkennen, sie hält ihn für den Satan. Ihr Gewissen erinnert sie plötzlich, daß vor 40 Jahren, als die Frau des Doctors noch lebte, sie den Rechten derselben bisweilen Eintrag gethan; jetzt, meint sie, komme der Teufel um sie dafür zu holen, und will durchaus die Thür nicht öffnen. Er schimpft, er lärmt, sie versichert ihn aber, er sey todt. Ein paar muthige Nachbarn eilen ihm endlich zu Hülfe, betasten ihn und bezeugen seine Lebendigkeit. Doch selbst diesen würde die Alte schwerlich geglaubt haben, wenn nicht die Katze sich an der Hausthür hin und her gestrichen und hinaus verlangt hätte, um ihren Herrn zu bewillkommen. Frau Sibylle wußte, daß Thiere eine sichere Witterung von Gespenstern haben, sich verkriechen und heulen, wenn es spuckt. Da nun der dicke Murner nicht die mindeste Furcht äußerte, so wagte sie endlich mit zitternden Knochen die Hausthür aufzuthun. Ehe der Doctor noch die Treppe erreicht, weiß er schon Alles, eilt auf sein Zimmer, reißt die Siegel ab, die Schränke auf, findet lauter leere Nester, geräth in Wuth, vergißt seiner ehe-

maligen zärtlichen Verbindungen mit der ehrwürdigen Haushälterin, ergreift sie bey ihren letzten sechs Haaren, mißhandelt sie und läßt sie ins Gefängniß werfen. Sie beruft sich auf das Zeugniß der Nachbarn und fordert Genugthuung. Den Doctor rührt indessen der Schlag. Die Alte wird auf freyen Fuß gestellt, und ihr, zum Ersatz der ausgestandenen Leiden, das Legat wirklich zugesprochen, zu welchem das Spitzbuben-Testament ihr Hoffnung gemacht hatte. Sie theilte es noch einige Jahre in frommer Eingezogenheit mit ihrer dicken Katze.

Ein Vorbericht.

Duclos, Historiograph von Frankreich, hat in dem Vorbericht zu der Geschichte, an welcher er arbeitete, so viel Geistreiches und Denkwürdiges gesagt, daß es in unsern Zeiten, wo die Geschichte aus Zeitungen zusammen geschrieben wird, wohl der Mühe verlohnt, einige Fragmente aus jener Vorrede wieder ins Gedächtniß zu bringen.

Nachdem er über seine Quellen gesprochen, fährt er fort: „Die Grundsätze der Politik sind von Zeit, Umständen und dem veränderlichen Vortheil der verschiedenen Mächte abhängig. (Dann sind es ja aber keine Grundsätze?) Ein guter Unterhändler (Negociateur) braucht eben nicht über den Büchern grau geworden zu seyn. Wenn er nur gesunden Menschenverstand, Beobachtungeist und Uebung in den Geschäften besitzt; wenn er nur aufmerksam, vorsichtig, thätig oder unthätig, fest oder geschmeidig ist, je nachdem die Umstände es fordern; wenn er ohne Launen, und vor allen Dingen als ein gerader ehrlicher Mann bekannt ist, so fehlt ihm keine nothwendige Eigenschaft. Es ist genug, daß er die jetzige Lage der Sachen kenne, die Wissenschaft des Vergangenen kann er so ziemlich entbehren. In jeder Unterhandlung ist unabweichlich der sicherste Grundsatz: man zeige denen, mit welchen man unterhandelt, daß ihr Vortheil mit dem unsrigen übereinstimmt."

„Um rühmlich Krieg zu führen, bedarf derjenige, der das Genie der Kriegskunst besitzt, nichts weiter, als ihn schon geführt zu haben. — Allein ganz anders verhält es sich mit der Staatswirthschaft, den Finanzen, ein Regierungszweig, der bey den verschiedenen Völkern mehr oder min-

der unvollkommen, bey keinem vollkommen gefunden wird. Es wäre um so heilsamer, die Grundsätze der Staatsökonomie in der Geschichte nieder zu legen, da, wie man sagt, die Finanzen der Nerve aller Unternehmungen sind; ein unbezweifelter Satz, wenn man unter Finanzen die Kunst versteht, Nationalwohlstand zu schaffen, der eben sowohl das allgemeine Elend als den theilweisen Luxus ausschließt, und sich eben so wenig mit der Erschöpfung des Volks als mit der Ueberfüllung einiger Wenigen verträgt; kurz, die Kunst, eine schnelle und leichte Circulation zu bewirken, die Alles vom Volke Erhobene unter das Volk zurückfliessen läßt. Bis jetzt hat es also nur Finanzminister, aber keine Finanzen gegeben. Die Geschichtschreiber aller Länder und Zeiten lehren uns nichts davon. Sie erzählen uns wohl von Zufruhr und Empörung bey Gelegenhheit der Auflagen, aber sie setzen uns nicht in den Stand zu beurtheilen, ob wirklich das Uebermaß derselben, oder eine fehlerhafte Administration Schuld daran waren?"

„Wo sollten sie auch solche Kenntnisse schöpfen? — Politiker haben uns ihre Unterhandlungen, Krieger ihre Feldzüge beschrieben; aber noch keinen Verwalter der Finanzen hat sein Gewissen zu einer öffentlichen Beichte getrieben. (Duclos

kannte Neckers Compte rendu nicht.) Aus ihren Memoiren würde man zwar auch nicht die ächten Grundsätze der Finanzverwaltung kennen lernen, aber doch die Irrthümer, welche man vermeiden müßte. Der Platz, auf welchen man bauen will, muß zuvor gereinigt werden. — Aber das Geheimniß der Finanzen ist mit einem Schleyer bedeckt, den jeder Vortheilhaber noch dichter zusammen zieht."

„Jeder Minister, blind gegen seine eigene Unwissenheit, oder fürchtend sie aufzudecken, wenn er Belehrung suchte, will das Volk im Dunkeln erhalten, und nur Blinde zu Zeugen seiner Maßregeln haben. Ist er klug, so fürchtet er die Klugen. Man verbindet dem die Augen, der das Mühlenrad dreht, denn die Machthaber wissen, daß der verwegenste Despot früh oder spät einem aufgeklärten Volke unterliegt."

„Dieser Geist der Knechtschaft, den man einer Nation einhauchen will, ist keine der geringsten Ursachen der Sittenverderbniß, und diese hinwiederum, wenn sie einmal eingerissen, befestigt den Despotismus, der sie schuf und begünstigte. Die Liebe zum Ruhme erlischt, um jener Begierde nach Reichthümern Platz zu machen, welche ein Glück gewähren, dessen man in der Erniedr-

rigung genießt. Unsere Vorfahren trachteten einzig nach Ruhm; ihr Zeitalter war freylich nicht das der Aufklärung, aber das der Ehre. Jetzt will man nur Geld. Die wahren ehrgeizigen werden selten. Man sucht Posten zu erhaschen, die — man weiß es vorher — man nicht lange behaupten wird; allein was kümmert den die Ungnade, der sich bereichert und gemästet zurückzieht?"

„Man pflegt zu behaupten, die Geschichte müsse erst lange Zeit nach dem Tode derjenigen erscheinen, deren Leben und Thaten sie schildert, weil sonst der Geschichtschreiber, aus Furcht vor den Lebenden, der Wahrheit untreu zu werden pflegt. Ich glaube im Gegentheil, daß die Geschichte, um Nutzen zu stiften, nicht früh genug auftreten kann. Es wäre zu wünschen, daß die Machthaber schon bey ihren Lebzeiten die Stimme der Nachwelt vernähmen, vor ihrem Richterstuhl sich beugten, im klaren Spiegel der Geschichte ihre Gestalt erblickten." (Ja wohl wäre das zu wünschen) — „Darf ich nicht zu meinen Zeitgenossen sprechen, so will ich wenigstens den Söhnen verkünden, was ihre Väter waren, damit sie, bey jeder öffentlichen Handlung, sich sagen mögen: in diesem Augenblicke wird sie nieder geschrieben; ich selbst werde vielleicht das Ur-

theil noch lesen. So wird Mancher, den Ruhm seines Vaters zu verdienen, den Tadel, der ihn traf, zu vermeiden suchen."

„Denn es ist ein ganz anderes Interesse, welches man an Voreltern nimmt, die vor mehrern Jahrhunderten lebten. Man rühmt sich, ohne zu erröthen, eines entfernten Ahnherrn, der eine Geißel der Menschheit war. Ich habe herrliche Pariser Bürger gekannt, die der Monarchie sehr ergeben waren, und es sich dennoch zur Ehre rechneten, von Leuten abzustammen, die zu den Zeiten der Ligue gehangen wurden. — Es giebt über diesen Punkt noch eine ganz besondere Verkehrtheit: die meisten Menschen nähmlich, wenn sie ihre Ahnherrn wählen dürften, würden lieber einen berühmten, glücklichen Räuber, als einen Mann wählen, der bloß durch seine Tugenden bekannt ist, lieber einen Attila als einen Aristides. Scheint es nicht, daß der Tempel des Ruhms von Feigherzigen errichtet worden, die blos solche Männer hinein stellen, welche sie fürchten?" —

Preis-

Preißfragen.

Folgende Begebenheit trug sich vor mehreren Jahren in einem berühmten Bade, in der Nachbarschaft eines Landes zu, dessen Adel sich in ganz Deutschland durch Ahnenstolz ausgezeichnet, und oft lächerlich gemacht hat. Ein junger, verdienstvoller Arzt nemlich gab eine Beschreibung jenes Bades heraus, in welcher er den adelichen Uebermuth gewisser Badegäste aus der Nachbarschaft rügte. Diejenigen, die sich getroffen fühlten — besonders die Damen, die bekanntlich den Ahnenstolz immer weiter treiben als die Herren — spieen Feuer und Flammen. Eine dieser Damen, Frau v.*** — sie verdiente wohl näher bezeichnet zu werden — warf in allem Ernst gegen den Prinzen von* (einen aufgeklärten, liebenswürdigen Fürsten, der jetzt regierender Herzog ist) die Frage auf: ob es wohl einem Bürgerlichen erlaubt sey, und noch obendrein einem Jüngling, sich dermassen über den Adel heraus zu lassen? gesetzt

auch, daß dieser dann und wann Veranlassung dazu gegeben? —

Ich wiederhohle nochmahls, weil es unglaublich scheinen möchte, die Frage wurde in allem Ernst gethan, und zwar von einer Dame, die sonst wohl gar im Rufe eines schönen Geistes stand. Der Prinz, aus dessen eigenem Munde ich die Anecdote habe, lächelte und antwortete blos mit einem Achselzucken, welches die Dame nach Gefallen deuten mochte. Mit mir scherzte er darüber, und meynte: die Frage der Frau v. *** qualifizire sich zu einer Preißfrage, die ungefähr folgendermaßen zu stellen wäre: Erstens: darf ein Bürgerlicher sich unterfangen, über den Adel zu schreiben, dessen Art zu denken und zu fühlen ihm gänzlich unbekannt ist? oder sollte dieses Recht nicht vielmehr blos dem Adel vorbehalten bleiben? — Wenn für das letztere, wie nicht zu zweifeln steht, entschieden wird, so fragt es sich zweytens: wie viele Ahnen muß ein Edelmann haben, um eine Satyre schreiben zu dürfen? denn einem Neugebacknen kann solches doch auch nicht wohl vergönnt werden. Gesetzt aber die nothwendigen Ahnen wären vorhanden, so entsteht drittens die Frage: wenn ein solcher Turnierfähiger Edelmann etwa nicht lesen und schreiben könnte, darf er seine Satyre ei-

nem bürgerlichen Secretair oder Kammerdiener dictiren? — Viertens: wäre dieser Secretair oder Kammerdiener nicht in seinem Gewissen verbunden, seinem Herrn den Gehorsam aufzusagen, wenn ein solches Verbrechen von ihm gefordert würde?

Außer diesen Hauptfragen wären etwa noch folgende Nebenfragen zu erörtern: ist der schreibende Edelmann verbunden gut zu schreiben? (daß ihm erlaubt ist, gar nicht schreiben zu können, ist bekannt.) — Ferner: darf ein Edelmann auch über das bürgerliche Recht schreiben? — Endlich: auf welche Art läßt sich den Bürgerlichen am besten begreiflich machen, daß das Himmelreich ein Stift ist, in welchem, nach abgelegter Ahnenprobe, nur die Würdigen an Gottes Tafel sitzen werden?

Es versteht sich, daß nur Adeliche bey Beantwortung dieser Fragen concurriren dürfen. Den mit einer Schilddevise versehenen Abhandlungen müßte ein versiegelter Zettel, oder besser ein Pergament, beygelegt werden, welches den Nahmen und das Wappen des Verfassers enthielte. Das zu der gekrönten Abhandlung gehörige Pergament würde Fr. v. *** selbst eröffnen. Der Preiß wäre eine Medaille (wenn

auch nur von Bley, denn auf den innern Werth kommt es hier gar nicht an) auf einer Seite mit dem Brustbild der Fr. v. ***, auf der andern mit deren Stammbaum geziert. Die Abhandlungen dürften aber nur in französischer Sprache geschrieben werden, denn Fr. v. *** ist eine Deutsche. — —

Derselbe liebenswürdige Fürst, der hier, trotz seines eigenen alten Adels, die Thorheit der Frau v. *** persiflirte, gab zu derselben Zeit auch einer Fürstin eine gute Lehre. Diese Dame, (noch jung und schön, auch sonst mit Geist und Herz begabt, doch keinesweges mit einer Krone geziert, die von irgend einigem Gewichte in der europäischen Wagschaale wäre) äußerte auf einem Spaziergange: „Die Reisen incognito gehörten zu den angenehmen Fürstenrechten.“ — Wir wußten, daß sie selbst sich dieses Rechtes mit einiger Affectation bediente. Madame, antwortete der Fürst ihr lächelnd, nous autres petits princes n'avons pas besoin de cela. Die schöne Fürstin erröthete, der Hofstaat erblaßte, aber das nous autres machte ja den Prinzen zum Mitopfer seiner eigenen kleinen Boßheit, und so durfte man nicht zürnen, mußte wenigstens den Zorn hinter ein süßliches Lächeln verbergen.

Der Prätendent.

Die Deutschen haben sich für das Schicksal Eduards in Schottland auf unsern Bühnen lebhaft interessirt. Bekanntlich erregte auch in Paris dieses Schauspiel von Duval ein so bedenkliches Interesse, daß man für nöthig fand, es nach der zweyten Vorstellung zu verbieten. Wäre der französische Dichter nicht so streng an die löblichen Einheiten gebunden, so hätte er im ersten Act seinen Helden in einer früheren, nicht minder Angst und Mitleid erweckenden Lage zeigen, und zugleich seiner Nation ein verdientes Kompliment machen können. Hier ist die Anecdote.

Eduard war in Frankreich, und sollte von Chaillot, wo man ihn versteckt hatte, nach Bretagne reisen, um nach Schottland überzuschiffen, und sich dort an die Spitze seiner Parthey zu stellen. Das erfuhr der Graf Stair, englischer Gesandter in Frankreich, und wandte sich augenblicklich an den damaligen Regenten, um die Ver-

haftnehmung des unglücklichen Prinzen zu Chateau Thierry, wo er durchreisen mußte, zu bewirken. Der Regent kam in Verlegenheit. Er hätte gern die Unruhen in Schottland unterhalten, und doch auch gern dem neuen Könige von England guten Willen gezeigt. Er befahl also einem Gardemajor Contades, in Gegenwart des Gesandten, den Prätendenten zu Chateau Thierry zu verhaften, gab ihm aber vermuthlich zugleich einen leisen Wink, es nicht zu thun, denn Contades reiste mit dem festen Vorsatz ab, den königlichen Flüchtling nicht zu finden. Aber der schlaue Stair merkte das, und beschloß, den Nebenbuhler seines Herrn durch ein Verbrechen aus dem Wege zu schaffen. Douglas, ein irrländischer Obrister in französischen Diensten, erhielt von ihm den Auftrag, sich bey Nouancourt mit drey Meuchelmördern in einen Hinterhalt zu legen. Das Mordgesindel reiste ab, kam nach Nouancourt, und erkundigte sich sehr hastig, ob schon eine gewisse Postchaise, die so und so aussehe, durchpassirt sey. Die Posthalterin, ein kluges entschlossenes Weib, hatte von dem Verschwinden des Prätendenten und seiner muthmaßlichen Reise durch ihre Gegend schon gehört; die Hastigkeit der fremden Männer gab ihr Argwohn. „Nein,“ sagte sie, noch ist Niemand passirt,

und es kann auch nicht geschehen, ohne hier die Pferde zu wechseln."

Auf diese willkommne Nachricht postirte sich Douglas in der Hausthür; nachdem er aber lange vergebens gewartet und in die Ferne geschaut hatte, ritt er mit einem seiner Helfershelfer voraus auf die Strasse, welche nach Bretagne führt. Alsobald ließ die Posthalterin (sie hieß Madame l'Hopital) einen Postillion durch eine Hinterpforte auf die Pariser Strasse eilen, um die erwartete Chaise vom geraden Wege ab zu einer ihrer Freundinnen zu geleiten. Unterdessen stand einer von den Zurückgebliebenen Schildwach an der Hausthür, der Andere hatte sich auf ein Bett geworfen. Dem Ersteren brachte die wackere Frau starken Wein, und gab einem andern Postillion, auf den sie sich verlassen konnte, einen Wink, ihm tüchtig zuzutrinken. Dann schloß sie den Schlafenden ein, schickte schnell nach den Gerichten, und beyde Engländer staunten nicht wenig, als sie plötzlich arretirt wurden. Sie beriefen sich auf ihren Gesandten. „Sehr wohl," antwortete man ihnen, „allein so lange bis man erfährt, ob auch der Gesandte Euch anerkennt, bleibt Ihr hier verhaftet."

Indessen langte der Prätendent wirklich in dem Hause an, wohin seine unbekannte Beschützerin ihn gewiesen hatte. Hier kam sie selbst zu ihm und erzählte was vorgegangen. Er, von Dankbarkeit durchdrungen, verheelte ihr nichts, und blieb verborgen zu Nouancourt, bis auch gegen die andern beyden Meuchelmörder Maaßregeln getroffen waren. Douglas bekam Wink davon und eilte nach Paris zurück. Madame l'Hopital verschaffte ihrem Schützling eine andere Postchaise, in welcher er, als Geistlicher verkleidet, seinen Verfolgern glücklich entrann. Vor seiner Abreise gab er seiner Retterin einen Brief an die Königin von England, die sich zu St. Germain aufhielt. Dort erfuhr sie die Begebenheit aus dem eignen Munde der braven Posthalterin, und schenkte ihr ihr Bildniß, mehr hatte sie damals nicht zu geben. Auch der arme Prätendent schickte ihr das seinige. Mehr verlangte auch Madame l'Hopital nicht. Sie war noch 25 Jahre lang Posthalterinn zu Nouancourt, und vererbte die, durch ihren Edelmuth gesegnete Stelle, auf ihren Sohn. — Der verwegene Stair wollte Lärm machen, allein der Regent ließ ihm rathen zu schweigen — und er schwieg.

Das abgeschnittene Haar der Morgenländer.

Der arabische Geschichtschreiber Abulfeda erzählt in dem Leben Saladins, daß, als im Jahr 1169 die Franken in Aegypten den Meister spielten, der erschrockene Kaliph den Sultan Nüraddin um Hülfe anflehte, und seinem ängstlichen Schreiben die abgeschnittenen Haarlocken seiner Weiber beyfügte. Diese Stelle hat die Gelehrten bisweilen verlegen gemacht; man muß sie aus den Sitten der Morgenländer erklären.

Schon in den ältesten Zeiten wurden das Haupthaar und der Bart für heilig gehalten. Bey den Juden, Türken, Russen, steht der Bart noch jetzt in großem Ansehn. Wenn die Aegyptier, nach Pococks Bericht, ihren Sklaven erlaubten, sich den Bart wachsen zu lassen, so ertheilten sie durch diese Erlaubniß ihnen zugleich die Freyheit. Einem den Bart abschneiden, hieß ihn grausam beschimpfen. Verlust des Hauptshaars und Barts war ein Zeichen der Knechtschaft,

Diese Ehrfurcht artete sogar in Aberglaube aus; Simson schrieb seinen Haaren eine übernatürliche Kraft zu.

Die Griechen pflegten zwar ihr Haar zu verschneiden, und es nicht länger als bis auf die Schultern wachsen zu lassen; damit aber Niemand glauben möchte, sie begäben sich dadurch unter die Herrschaft irgend eines Menschen, so opferten sie den ersten Raub ihrer Haare einer Gottheit. Stolze Griechen ließen auch wohl ihr Haar lang wachsen, und weit über die Schultern herabwallen, daher man, statt er ist hoffärtig, zu sagen pflegte: er trägt langes Haar. Die ersten Christen hingegen, um ihre Demuth zu beweisen, ließen sich gerade so scheeren, wie man die thracischen Sklaven zu scheeren pflegte, das heißt, es blieb nur eine Haarkrone auf dem Haupte, und das ist der Ursprung der Mönchstonsur.

Auch bey den Arabern war das Haar ein Zeichen der Freyheit. Wer einen Kriegsgefangnen ohne Lösegeld entließ, schnitt ihm zuvor einen Haarzopf von der Stirn, und verwahrte diesen in seinem Köcher, zum Zeichen, daß es in seiner Gewalt gestanden, den Gefangnen zu tödten, oder zum Leibeignen zu machen. — Man

pflegte vormahls bey der Taufe jedem Taufpathen ein wenig Haar von dem Täufling zu geben, vermuthlich auch, um dadurch anzuzeigen, daß man ihn der Gewalt und dem Schutze seiner Pathen überliefert. Daher die Ceremonie des Haarabschneidens, welche in der griechischen Kirche acht Tage nach der Taufe geschieht, und vormahls auch in der lateinischen Kirche geschah. Unter die verschiedenen, ehemahls üblichen Arten, ein Kind zu adoptiren, gehörte auch die, ihm das Haar abzuschneiden. Carl Martel schickte seinen Sohn Pipin dem langobardischen Könige Leutprand mit der Bitte, ihm das Haar abzuschneiden, das hieß so viel, als ihn zu adoptiren. Carl Martel befand sich in der nemlichen Verlegenheit, wie jener Kaliph beym Abulfeda; die Saracenen waren in die Provence eingebrochen, und er suchte Hülfe bey dem Könige der Longobarden. Als Vormund, der Fürst von Antiochien, von einem türkischen Feldherrn gefangen wurde, schickte er heimlich einen Boten an Balduin, den nachmahligen König von Jerusalem, dem er, zum Beweis seiner Gefangenschaft, einen Haarzopf mit gab. Als die Sachsen sich gegen Chlotarius empörten, und dessen Sohn Dagobert in Holland von ihnen geschlagen wurde, schickte er seinen Leibschützen mit einem abgeschnittenen Haarzopf an den Vater, um schleunige Hülfe zu erlangen.

Aus alle dem wird klar, daß, wenn der Kaliph, der sich als einen Oberherrn aller Fürsten betrachtete, dem Sultan Nüraddin die Haarlocken seiner Weiber sandte, er dadurch das Bekenntniß ablegte, daß er sich in der äussersten Noth befinde, und fürchten müßte, das liebste auf der Welt in feindliche Sklaverey fallen zu sehn.

Fragmente aus der Geschichte der spanischen Dichtkunst.

— — Als unsre Väter noch mit Auerochsen kämpften und aus Hirnschädeln tranken, da hatten die Spanier schon berühmte Dichter. Bekanntlich sammelte Kaiser August, gleich Ludwig dem XIV., die besten Köpfe um sich her, ob sie gleich keine Academie bildeten. Unter ihnen befand sich auch Hyginus, ein Freygelassener des Kaisers, ein Spanier von Geburt, ein vertrauter Freund Ovids, den Sueton eine Zierde des Jahrhunderts nennt. Er hat viel geschrieben, unter andern eine Sternkunde in Versen.

Auch sein Landsmann Hena war berühmt, obgleich Seneca von ihm behauptet, er sey blos ein witziger Kopf gewesen. — Als Metellus den Sertorius überwunden hatte, mußten ganze Schaaren korduben sischer Dichter ihm folgen, die in Rom, wenigstens unter den Gelehrten, keine sonderliche Aufnahme fanden, denn Cicero, in einer seiner Reden, wirft ihnen Schwerfälligkeit vor.

Allein unter Nero's Regierung brachte Corduba drey große Männer hervor, die beyden Seneca, den Redner und den Weltweisen, (deren Trauerspiele ganz allein von den alten lateinischen Tragödien bis auf uns gekommen) und den Lucan, dessen Gedicht vom bürgerlichen Kriege (Pharsalia) uns noch übrig ist. — Unter Kaiser Domitian blühte der witzige, und von uns noch oft geplünderte Epigrammendichter Martial, auch ein Spanier von Bilbilis. Durch ihn lernt man noch mehrere Nahmen seiner dichtenden Zeitgenossen kennen, deren Schriften aber nicht, wie die seinigen, auf den Strom der Zeiten bis zu uns geschwommen. Nun aber entstand, wenigstens für uns, eine lange Pause in der spanischen Dichtkunst; denn bis auf Constantin den Großen hat keine spanische Leyer zu uns herüber geklungen. Ueberdieß spielte nun das Christenthum,

mit seinen undichterischen Mythen, eine große Rolle in allen Producten des menschlichen Geistes. Der erste, von uns gekannte Spanier, der sich wieder bis zum Fuße des Parnasses wagte, war ein Priester Nahmens Juvencus. Er gab sich die undankbare Mühe, das Evangelium in Hexameter zu bringen! Leider fand er bald genug Nachfolger in allen Gattungen von geistlicher Versemacherey. — In einer Lobrede auf den Kaiser Theodos, sagt ein gewisser Latinus Pacatus, es gebe jetzt brave Soldaten, gute Redner und treffliche Dichter in Spanien; aber man weiß, daß den Lobreden nicht viel zu trauen ist.

Aquilinus Severus, ein Spanier zu Valentinians Zeiten, beschrieb sein eignes Leben in jener widerlichen Zwittergattung halb in Prosa, halb in Versen. Der heilige Hieronymus thut ihm die Ehre an, davon zu reden. — Im vierten Jahrhunderte dichtete, (wenn man es so nennen will) der Spanier Aurelius Prudentius, dessen Gedichte aber blos einen Werth für die Kirchengeschichte haben. — Verschiedene Innschriften, die aus Sinngedichten bestehen, (an der Brücke zu Alcantara u. s. w.) scheinen, wenn sie von Spanien herrühren, den Geschmack der Nation an dieser Gattung zu beweisen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts wurde Spanien von den Gothen und andern nordischen Völkern überschwemmt, unter deren Joch die Muse seufzte. Nun erschienen nur noch geistliche Lieder, Grabschriften und dergleichen, deren Verfasser zugleich sehr ernstlich die Gläubigen vermahnten, keine heydnischen Dichter zu lesen; vermuthlich im Gefühl ihres weiten Abstandes von diesen. Ein gewisser Drakontius brachte die Schöpfung in Verse, die eben so schlecht waren, als die, welche Haydn componirt hat. Der Bischof Caponius erzählte die Fabel von Phaeton, als ein Seitenstück zu Satans Fall aus dem Himmel. Im sechsten Jahrhundert schrieb Oratius ein langweiliges Ermahnungsgedicht. Im siebenten buhlten die Heiligen mit den Musen. Der heilige Ildephons machte Grabschriften; der heilige Eugenius setzte des Drakontius Schöpfung fort; der heilige Valerian griff auch in die Leyer.

Im achten Jahrhundert fielen die Araber in Spanien ein, da verstummten die Dichter. Im neunten gab es einen Alvaro von Corduba; (von dem noch einige lateinische Gedichte vorhanden sind) einen heiligen Elogius, der durch sein Märtyrerthum bekannter geworden, als durch die Früchte seiner Muse u. s. w. Aber jener Al-

varo hielt selbst seine edle Kunst für einen eitlen Zeitvertreib, für Jugendsünden, deren er und der heilige Elogius sich oft schuldig gemacht hätten. — Doch nun führten die Araber, welche fast 800 Jahre in Spanien herrschten, ihre Sprache, Künste und Wissenschaften dort ein. Das Lateinische wurde, nach desselben Alvaro Zeugniß, in Spanien so ganz vergessen, daß unter Tausenden kaum Einer noch einen lateinischen Brief schreiben konnte. Hingegen las man sehr geläufig chaldäische Bücher und machte arabische Verse. Jetzt traten nach und nach eine Menge spanische Araber als Dichter auf. Ebn Tahum aus Sevilla schuf den Menschen und die Seele, und beschrieb den Tempel zu Mecca. Osialdani Alkharag beschenkte die Welt mit einem Poetenschatz. Andere, die nicht selbst dichten konnten, (die Merkels jener Zeit) bellten die Dichter an, oder machten Noten zu ihrem Text.

Auch die spanischen Damen, besonders die Schönen von Andalusien, machten viele Verse, und Eine unter ihnen, Maria Alphaisuli, wurde die arabische Sapho genannt. Unter den Handschriften des Escurial befinden sich noch eine Menge weibliche Herzensergießungen in gebundener Rede. Kurz, die arabische Dicht-

kunst

kunst wandelte auf Spaniens Fluren, so lange die Saracenen selbst darauf wandeln durften.

Vom eilften oder zwölften Jahrhundert an verbreitete sich die Gaya Ciencia, die lustige Wissenschaft der Trobadours in Spanien, und viele der Vornehmsten dichteten nun in der Provinzialsprache. Alphons I. hat einen verliebten Streit hinterlassen, der noch unter den Handschriften des Vaticans aufbewahrt wird. Mossen Jayme im 13. Jahrhundert beschrieb unter andern einen Sturm, den die, nach dem gelobten Lande segelnde, Flotte des Königs von Arragonien auszustehen hatte. Wilhelm de Berghuedan verfertigte Spottgedichte; Ugo von Metaplana warf verliebte Fragen auf; Aymundo Montaner besang einen Feldzug in Sardinien und Corsica. Der berühmte Raymund Lullius lebte auch damahls, und gab sich auch mit Versemachen ab. Don Pedro III. und Don Juan I. von Arragonien verschmähten den Besuch der Musen nicht. Im 15ten Jahrhundert frevelte ein gewisser Jayme Roig gegen das schöne Geschlecht, durch seinen Frauenspiegel, der lauter verzerrte Gestalten zurückwarf, und von dem unser liebenswürdiger Tiedge schwerlich die Idee zu dem seinigen entlehnt hat. Es gab noch eine Menge andere, die Alle

vergessen sind, obgleich ihre Geisteskinder in der Bibliothek des heiligen Vaters begraben liegen.

Der angenehmste Zeitvertreib der Troubadours war die Verfertigung der Tenzones, sinnreiche Fragen, die Liebe betreffend. Daraus entsprang jener berühmte Gerichtshof der Liebe, wo es denn freylich bisweilen ein wenig toll hergieng. Der Hof bediente sich damahls zu seiner Belustigung der Märchen-Erzähler, Gauckler, Sänger und Possenreisser. Darüber spotteten bisweilen jene feiner Gebildeten sehr bitter, verschonten sogar die Könige nicht, und setzten sich nach und nach in solches Ansehn, daß die Könige selbst ihren Versammlungen beywohnten. Hier wurden die Gedichte und Schauspiele geprüft, verworfen oder gekrönt, und nur die letztern durften öffentlich vorgestellt oder abgesungen werden. Cervantes wünschte sehr, daß dieser Gebrauch wieder aufkommen möchte, wogegen doch mit Recht sich vieles einwenden ließe. — Als im 14ten Jahrhundert Alphons IV. von Arragonien gekrönt wurde, da verherrlichte der Infant Don Pedro dieses Fest durch Lieder, Gespräche und Gassenhauer, jene beyden wurden durch die vornehmsten Herrn des Hofes in vermummten Tänzen gesungen und gesprochen; die letztern durch Gauckler abgeleyert. Die Liebe zur Dichtkunst

erhielt sich an diesem Hofe bis auf Enkel und Urenkel.

Als Ferdinand durch seine Vermählung mit Isabellen die Krone von Arragonien und Kastilien vereinte, da gerieth die Provinzial-Poesie in Verfall, und ihr herziger Ausdruck wurde durch die neue Hofsprache, die Kastilianische verdrängt.

In Portugall pflegten die Musen seit dem 12ten Jahrhundert besonders die Könige zu besuchen; viele gekrönte Häupter buhlten dort mit ihnen, wenn sie gleich meistens Sterblinge erzeugten. Im XVI. Jahrhundert gab es in Purtugall einen berühmten Lustspieldichter, Ghil Vicentee, dem seine Tochter Paulla dichten half. Ich schweige von Camoens, man braucht ihn nur zu nennen. Minder bekannt ist Francesco Lobo, der doch in Portugall um den Lorbeer mit ihm wetteiferte. — König Alphons der Weise reimte Kirchengesänge in gallicischer Sprache, welche noch zu Toledo aufbewahrt werden. — Ein gewisser Masias war, wie es einem Dichter ziemt, so entsetzlich verliebt, daß diese Eigenschaft ihn berühmter gemacht hat als seine Verse. Alle seine dichtenden Zeitgenossen reden von seinen verliebten Streichen; ein gewis-

ser del' Padron in einem Buche von dem Vergnügen der Liebe; Sanchez in seiner Hölle der Liebe u. s. w.

Auch in der biscayischen Sprache versuchten sich einige Dichter, doch kaum giebt es noch Spuren davon. Ein gewisser Echeverry, ein Doctor der Theologie, hat das Leben Christi und die Religionsgeheimnisse darin besungen.

Die arabische Dichtkunst liebte Wortspiele, Doppelsinn, Anspielungen, Gleichnisse; die provenzialische leichten Scherz, beissenden Witz, schmelzende Zärtlichkeit; die portugiesische schien sich blos nach der letztern zu bilden, bis Camoens erschien; die gallicische war andächtig und plump; die castillanische endlich machte sich von jeder etwas zu eigen. Ihre Sprache war eine Mischung der lateinischen, gothischen, arabischen. Diese Dichtkunst entstand zu Ende des zwölften Jahrhunderts, wo ein Mönch, Gonzalo, das Leben einiger Heiligen, auch eine Schlacht gegen die Mauren beschrieb. Er fing damit an, seine Leser zu versichern, er sey zwar nicht gelehrt genug, lateinisch zu schreiben, aber doch müßte er sich sehr irren, wenn seine Verse nicht ein gutes Glas Wein verdienten. Alphons der Weise besang darin sehr unweise Alexander

den Großen, den er übrigens zu seiner Ehre nicht nachahmte. Versemachen war damahls ein Lieblingszeitvertreib der Großen, und wollte Gott, er wäre es noch, denn Verse sind keine Kanonen. — In der Toledanischen Bibliothek werden die Handschriften eines Priesters Johann Ruiz aus dem 14ten Jahrhundert aufbewahrt; der gute Mann warnt die Damen vor unzüchtiger Liebe, vor geheimen Umgang mit Männern, und besonders vor den Kuppeleyen alter Weiber. Er rühmt sich, die Geschichte eines verliebten Mädchens geschrieben zu haben, versichert aber sehr ehrbar, sie enthalte keinen Zug aus seinem eignen Leben. Dann beschreibt er seine Reise über einen hohen Berg, wo er ein kleines Abentheuer mit einem hübschen Bauernmädchen hatte. Dann liefert er die drollige Geschichte eines Krieges zwischen Don Carneval und Don Fasten. Don Carneval wird in der Nacht vor Aschermittwoch überwunden, und liegt krank bis zur stillen Woche. Mit Hülfe seines Freundes, des Don Frühstück, kommt er wieder zu einigen Kräften, und fodert nun den Don Fasten auf den ersten Ostertag heraus. Don Fasten überlegt weislich, daß er zu schwach sey, diesen Kampf zu bestehen, beschließt, als Pilgrim nach Jerusalem zu wallfahrten, springt über die Mauer des heiligen Abends und entwischt. (Auch in

Flandern und besonders zu Lille, wurde noch vor nicht langer Zeit Carneval und Fasten personifizirt. Fasten gieng gesund und frisch mit einem Gefolge von Fischern herum. Je näher aber das Osterfest rückte, je magerer wurde Fasten; sein Hofstaat verlohr sich nach und nach; endlich schlich er nur noch in einer Nachtmütze, von einem Apotheker begleitet, umher, bis zum Osterabend, da starb er gegen Mittag und wurde unter großem Volksjubel verbrannt.)

Doch wieder auf das sinnreiche Gedicht des Johann Ruiz zu kommen: Zwey mächtige Kaiser werden gebohren, Don Wollust und Don Liebe. Jener hält seinen Einzug unter lautem Frohlocken, dieser unter dem sanften Klang musikalischer Instrumente. Jedermann wetteiferte, der Liebe eine Wohnung anzubieten; auch ein Dichter, der sich auf seine langen, ihr schon geleisteten Dienste beruft. Bey diesem zieht sie auch wirklich ein, da sie aber sein Haus, nach Art der Dichterwohnungen, etwas eng findet, so wird auf freyem Felde ein anmuthiges Zelt aufgeschlagen. Der Dichter fragt sie vertraulich: wo sie sich herum getrieben? —

„Ich war," antwortete sie, „den Winter über in Andalusien. Zu Anfang der Fasten kam

ich nach Toledo, meynte da Zeitvertreib zu finden, wurde aber von frommen, alten, magern Weibern mit Rosenkränzen zum Thore hinausgejagt. In einigen Klöstern wurde ich abgewiesen, in der Stadt Castro hingegen wohl aufgenommen; da blieb ich die Fasten über und nun gehe ich nach Alcala zum Jahrmarkt, wo ich mir etwas zu gute thun will." — Sie gieng und ließ den Dichter betrübt zurück.

Er wendet sich an die alte Frau Klosterläuferin, die zwischen ihm und einer Nonne, Nahmens Garoza, einen Liebeshandel anspinnt, der jedoch die Grenzen der Ehrbarkeit nicht überschreitet. Garoza stirbt nach zwey Monaten. Frau Klosterläuferin sucht ihn nun mit einer Araberin zu verbinden, stirbt jedoch selbst und wird von dem Dichter mehr betrauert, als die junge, schöne Garoza. Er verfertigt sogar eine Grabschrift auf sie. Uebrigens muß er ein Liebhaber von kleinen Frauenzimmern gewesen seyn, die er folgender Gestalt vertheidigt: „Unter zwey Uebeln soll man das kleinste wählen, folglich ist ein kleines Frauenzimmer besser als ein grosses." — Nachdem er noch einige Abentheuer, besonders mit dem Don Sünde, bestanden, entschließt er sich zur Lebensbesserung, und zwar im Jahr 1368. Der

Schluß lautet wie folgt: „So bist du nun fertig, du kleines Buch. Deine Worte sind nicht so viel werth als dein Geist. Wer dich versteht, wird dich loben, denn deine Fabeln verhüllen wichtige Dinge.“ Vermuthlich wollte der gute Priester, der als der Patron der kastillianischen Poesie betrachtet wird, die Sitten seiner Zeit züchtigen.

Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts pflegte Don Juan II. die Blüthe der Dichtkunst. Er las nicht allein viel und unterhielt sich gern mit Gelehrten, sondern machte auch selbst bisweilen Verse. Natürlich verwandelten sich alle seine Höflinge, so gut sie konnten, in Poeten. Don Villena, ein berühmter Gelehrter, dem man, wegen seiner physikalischen Kenntnisse, die Ehre anthat, ihn für einen Zauberer zu halten, dichtete eine Epopee, die Arbeiten des Herkules, übersetzte auch die Aeneide. Gusmann zimmerte Sittensprüche, schilderte Tugenden und Laster. Der Marquis de Santillana schrieb ein Buch von den Sprüchwörtern und mehrere Gedichte. Garcia de Santa Maria war zugleich Dichter und Geschichtschreiber. Rodrigo von Cota lieferte eine berühmte Tragicomödie, Calixtus und Möliböa; auch eine Satyre auf den König, den er, unter dem Nahmen Mingo Rebulgo, lächer-

lich machte. Rodriguez del Pedro interessirt durch seinen rührenden Kummer über den Tod eines Freundes, dessen Verlust ihn bewog, ein Franciscaner zu werden. Diego de St. Pedro widmete dem Könige ein Bändchen gereimter Thränen. Man könnte diese Nahmen- und Bücherliste noch sehr verlängern, denn Alles dichtete um Don Juan den zweyten her, sogar sein Leibarzt. Am meisten schätzte der König den Johann de Mena von Corduba, vielleicht mehr als diesem Dichter selbst lieb war, denn Seine Majestät, welche — so wie später unser Rammler einen gewaltigen Drang fühlten, alle Gedichte, die Ihnen unter die Hände kamen, zu verbessern, geruhten, besonders die der Mena nach ihrer Art auszufeilen. Dieser Mena lieferte auch einen Auszug aus Homers Iliade.

Nur noch einen aus diesem Jahrhundert will ich nennen, um sein Andenken den Damen zu empfehlen; Garcias Sanchez de Budajoz, ein Dichter der Liebe, der seinen schönen Beruf durch seinen Tod besiegelte, denn er starb aus Liebe zu einer grausamen Cousine.

Unter der Regierung Ferdinands und Isabellens wird dem Cezina nachgerühmt, er habe die reine Dichtkunst, (vermuthlich Schlegels

Poesie der Poesie) wiederum an's Licht gebracht. Er wallfahrtete nach Jerusalem, und beschrieb diese Wallfahrt. Er übersetzte auch Virgils Hirtenlieder, die er besonders sinnreich auf die Thaten Ferdinands und Isabellens zu deuten wußte. Ein Schmeichler findet überall Stoff. Man hat auch noch viele Theaterstücke von ihm.

Im 14ten Jahrhundert, als die Musen aus den Morgenländern nach Italien geflüchtet waren, holten sich die Spanier dort Funken von ihrem himmlischen Feuer. Viele derselben mochten, wohl zu sklavisch, die Italiäner, besonders den Petrarch, nachahmen, denn man nannte sie spottweise die Petrarchisten. Unter diesen zeichnete Juan Boscan sich aus, der Kling- und Strafgedichte, Lieder und Hirtenlieder schrieb, des Musäus Leander und Hero, und ein Trauerspiel des Euripides übersetzte, sich aber vielleicht das größte Verdienst durch eine Sammlung der Schriften seines Freundes, des berühmten Garcilasso de la Vega, erwarb; denn dieser, auf vielen Reisen gebildete grosse Dichter, galt, ohne Spott, für den Petrarch seiner Nation. — Mendoza, ein Gesandter Kaiser Carl V. zu Rom, zeichnete sich als ein witziger Kopf aus; er besang unter andern die Ente und den Floh. — Pedilla wetteiferte mit Garcilasso de la Vega.

— Velasco übersetzte die Aeneide, Guzmann die Bücher vom Feldbaue und Virgils zehnte Ekloge. — Bermudez, unter dem angenommenen Nahmen Antonio de Silva, beschenkte die Bühne mit zwey beliebten Trauerspielen: die weinende Nisa und die gekrönte Nise. Lope de Rueda schrieb gern gesehene Lustspiele, die er selbst darstellte. Auch Naharro und la Cueva glänzten als dramatische Dichter. — Mediano war ein glücklicher Nachahmer des Horaz, und würde vermuthlich noch jetzt allgemein gekannt und gepriesen seyn, wenn sein Gedicht: Mittel gegen die Liebe, wirklich diese gefährliche Krankheit zu heilen vermögte. — Fernando de Herrera, mit dem Beynahmen der Göttliche, soll doch etwas holprichte Verse gemacht haben, ob er gleich nie zu feilen aufhörte; Villegas hingegen wurde, wegen seiner leichten Versification, geschätzt. Er übersetzte den Boethius. — Ludwig von Leon gab seiner Nation treffliche Uebersetzungen des Homer, Pindar, Virgill, Tibul, Petrarch und Bembo. — Die Brüder Argensolas wurden die spanischen Horaze genannt. — Gonzalo Perez lieferte eine Odyssee, die fast dem Original gleich geachtet wurde; ein Erzbischof von Tarragona Ovids Verwandlungen. Gegen das Ende des Jahrhunderts sank die kastilianische Dichtkunst wieder, obgleich Es-

pinel die Vorschriften des Horaz trefflich in seine Sprache übertrug. Christoph de Mezo wollte sich vergebens zum epischen Dichter aufschwingen, ob er gleich zu Rom fünf Jahre lang mit Torquato Tasso vertrauten Umgang gepflogen. Einige andere zeigten noch hie und da Spuren des Genies, allein das goldene Zeitalter der spanischen Poesie war verschwunden. Ein verdorbener Geschmack verbreitete sich aus Italien herüber. Falscher Schimmer, seltsame Gleichnisse, erzwungene Anspielungen, hochtrabende, mystische Redensarten, kurz, alle Blähungen der Poesie, wie die Herrn Schlegel und Consorten sie auch unter uns von sich geben, würdigten diese holde Kunst herab. Als dramatische Schriftsteller sind Lopez de Vega und Pedro Calderon die bekanntesten. An der Spitze derer, die einen gewissen erhabenen Unsinn für Poesie ausgaben, und mitten in Spanien eine neue, nur von ihren Jüngern verstandene Sprache schufen, stand ein gewisser Don Ludwig de Gongara, dem zu viel Ehre geschieht, daß er hier genennt wird. Aber es gieng damahls wirklich in Spanien, wie es vor kurzem bey uns in Deutschland gegangen ist; denn also spricht das spanische Journal der Gelehrten, T. IV. Art. 6.:

„Die meisten guten Köpfe wurden durch Gongara verführt, ahmten ihn nach, und wurden zugleich mit ihm ein Gegenstand des Spottes und der allgemeinen Verachtung.“ — Sollte man nicht glauben, die spanischen Gelehrten hätten unsere Gebrüder Gongara's im Sinne gehabt? —

Quodlibet.

1685 wurde Furetiere von der französischen Academie ausgeschlossen um seines Dictionnaire's willen, welches natürlich dadurch nur noch berühmter wurde. Als er 1688 starb, entstand die Frage in der Academie: ob man, nach alter Gewohnheit, ein Seelenamt für ihn halten solle oder nicht? Die Meisten waren dagegen, als Boileau hereintrat, und sich folgendergestalt vernehmen ließ: „Merken Sie auf, meine Herrn! hier sind drey Dinge zu betrachten, Gott, das Publicum und die Academie. Was Gott betrifft, so wird er es fürwahr nicht übel nehmen, wenn Sie ihm ihren Unwillen opfern und für einen Verstorbenen beten, der es nöthiger hat,

als mancher Andere, wäre es auch nur um der Bitterkeit willen, die er gegen uns bewiesen. Vor dem Publicum wird es Ihnen Ehre bringen, Ihren Feind nicht bis jenseits des Grabes verfolgt zu haben, und die Academie wird sich selbst ehren, indem sie Schmähungen durch Gebete beantwortet." — Die Meynung des Dichters drang durch, und ein Spaßvogel sagt: „Glücklicherweise für die Academie wären die Gemüther durch die Predigt des hochwürdigen Pater Boileau umgestimmt worden."

Dieser Furetier war sehr ehrgeitzig. So oft ich ihn sah, (erzählt Charpentier) — bat er mich, ihm doch einen Tag zu bestimmen, an dem ich zu Mittag bey ihm speisen wolle. That ich es, so war er in Verzweiflung, daß eben dieser Tag schon besetzt sey. Endlich ersuchte ich ihn, er möchte mir lieber das Jahr bestimmen, in dem ich bey ihm speisen könnte. Das hat er aber nie gethan.

Als Rochelle, der Hauptort der Calvinisten, 1627 belagert wurde, wählten die Einwohner den Unerschrockensten ihrer Mitbürger, Nahmens Guiton, zum Befehlshaber. Einen Dolch er-

greifend, erklärte er auf dem Rathhause: „nur unter der Bedingung nehme ich diese Würde an, daß mir erlaubt sey, diesen Dolch dem Ersten, der von Uebergabe spricht, in das Herz zu stoßen. Eben so geschehe auch mir, wenn ich jemahls den Gedanken äußere, und ich verlange, daß zu diesem Behuf der Dolch hier auf dem Tische liegen bleibe." — Indessen nahm der Hunger überhand. „Bald werden alle Einwohner verschmachtet seyn, sprach ein Freund zu Gulson, welcher ganz gelassen antwortete: Wenn nur Einer übrig bleibt, um das Thor zu verschließen." — O warum vererbte dieser Held nicht einen Funken seines Geistes auf die berüchtigten Preußischen Festungs-Commandanten! —

Im Jahr 1408 gab die Universität von Paris einen schaamlosen Beweis der Eifersucht auf ihre Gerichtsbarkeit. Der Oberrichter (Prévôt) von Paris, hatte, wegen einer Mordthat, zwey Schüler aufhängen lassen. Die Universität verfolgte ihn deshalb mit solcher Erbitterung, daß er endlich verdammt wurde, die beyden Mörder selbst vom Galgen los zu knüpfen, sie auf den Mund zu küssen, und dann vor ihnen her bis nach der Kirche zu reiten, in welcher sie begraben wurden; wobey der Kutscher, der die Leich-

name führte, im Priester-Ornat kutschiren wußte.

Ludwig XIV. las nie. Als Lafontaine seine Psyche geschrieben hatte, fiel dem Publicum folgende Stelle darin auf: „wenn dein Gemahl:“ so redet Psyche zu einer ihrer Schwestern, „von einem Dutzend Aerzten umringt ist, so zählt dagegen der Meinige zweymal so viel Buhlerinnen, welche durch ihre Fruchtbarkeit die königliche Familie dermassen vermehren, daß man eine ansehnliche Colonie davon errichten könnte.“ — Lafontaine erschrack über die Deutung, welche man diesen Worten gab, und um einem Sturme vorzubeugen, wandte er sich an den Herzog von St. Aignon, einem damaligen Günstling des Königs. „Wissen Sie was,“ sagte dieser, „überreichen Sie nur Ihr Buch dem Könige selbst, so sind Sie sicher, daß es weder von ihm gelesen, noch von den Höflingen gedeutelt wird.“

Der Dichter und Höfling Benserode neckte gern Jedermann am Hofe, die Herzoge wie die Kammerdiener. Eines Morgens, als er noch im Bette lag, trat ein Kammerdiener des Königs mit betrübtem Gesicht herein, näherte sich

seuf-

seufzend und sprach: „es thut mir leid, daß ich der Ueberbringer einer solchen Bothschaft seyn muß; machen Sie sich bereit, dem Könige zu gehorchen.“ — Benserode erschrack heftig, er glaubte sich vom Hofe verbannt, und fragte zitternd, welche Hiobspost man ihm anzukündigen habe? —

„Sie sollen,“ versetzte der Kammerdiener mit großem Ernst, „augenblicklich diese 300 Pistolen empfangen und damit zufrieden seyn; denn Se. Majestät, welche gestern Abend Dero Spielgewinnst Ihnen versprochen, haben dießmal nicht mehr gewonnen.“ — Noch wußte Benserode nicht, ob er wache oder träume, als der Kammerdiener lachend hinzufügte: „Mein Herr, ich war Ihnen für Ihre Neckereyen etwas schuldig, nehmen Sie so vorlieb.“

Ein Beichtvater kam zu einer jungen Wittwe den Tag nach dem Begräbniß ihres Mannes, und fand sie mit einem jungen Menschen im Farospiel begriffen. Als er sein Erstaunen und selbst einigen Unwillen darüber äußerte, sagte sie ganz unbefangen: „Warum sind Sie nicht eine halbe Stunde früher gekommen? Sie würden mich in Thränen schwimmend angetroffen haben; allein

eben jetzt hab' ich meinen Schmerz auf eine Karte gesetzt und ihn unglücklicherweise verlohren.

Gegen das Ende der Regierung Ludwig des XIV. wurde ein seltsames Regiment aus Leuten von allen Ständen errichtet; man nannte es das Regiment von der Narrenkappe, (de la Calotte) und um darin aufgenommen zu werden, mußte man irgend eine ausgezeichnete Sottise begangen haben. Man kann denken, daß es ihm nie an Rekruten fehlte. Eines Tages fragte der König den Grafen von Torsac, den Obristen des Regiments, ob er es nie wolle vor ihm aufmarschiren lassen? „herzlich gern," versetzte Torsac kühn, aber wird sich auch Jemand finden, der es aufmarschiren sieht?" —

Entrüstet rief jüngst ein französischer Kunstrichter aus: Ist es möglich, daß wir fremde Schauspiele übersetzen? wir, denen alle Nationen ihre Schauspiele verdanken? — Es gab einmal einen dicken Herrn in Bourgogne, der den herrlichen Wein aus seinen Bergen durch seine Leute trinken, und für sich selbst Brenntwein kommen ließ. Ist es so weit mit uns gekommen?

Fenelon bejammerte einst gegen Heinrich IV. das Unglück, welches die Flammen des Bürgerkrieges verursachten. „Diese Flammen," erwiederte der König, „könnte man mit einem einzigen Eymer Wasser auslöschen." — Wie das Sire? — „Man dürfte nur diesen Eymer dem Cardinal von Lothringen in den Hals stürzen, bis er platzte."

Als — ich weiß nicht mehr in welchem Jahrhundert — das deutsche Reich durch einen mächtigen Nachbar entzweyt wurde, prägte ein Künstler eine Medaille, auf welcher Milon von Crotona seine Hände in den Eichbaum eingeklemmt sah, den er eben gespaltet hatte. Die Umschrift lautete: Sic Germania divisa coalescet.

Ein Liebhaber und Sammler von Kupferstichen fragt hierdurch bey dem Publikum an, ob nicht Jemand ihm einen Kupferstich überlassen will, der 1781 zu Paris erschien, vorstellend: Die Brücke Ludwig des XVI. bestimmt zum Denkmal der Aufhebung der Leibeigenschaft, welche Ludwig in den königlichen

L 2

Domainen verordnete. Der Kupferstich ist wirklich bey Chereau rue des Mathurins, erschienen; ob aber die Brücke wirklich erbaut worden, ist unbekannt, und steht zu bezweifeln, weil sonst Ludwig, als er zum Tode gieng, wohl verlangt haben würde, darüber geführt zu werden.

Ein Dichter, von Tamerlan geliebt, befand sich im Bade mit diesem wilden Eroberer, dem es einfiel, ihm die seltsame Frage vorzulegen: wie hoch er ihn am Gelde schätze? — Der Dichter, ohne sich zu bedenken, nannte eine sehr geringe Summe. „Wie?“ sagte Tamerlan, „so viel ist ja das Tuch werth, mit dem ich mich abtrockne.“ — „Ich meynte auch nur das Tuch“ versetzte der Dichter.

Ein geistreicher Schriftsteller, in dem ich diese Anecdote gelesen, zieht daraus den Schluß: Tamerlan müsse nicht so grausam gewesen seyn, als man gewöhnlich glaubt, weil er verstattet habe, ihn — wenn auch nur im Scherz — für gar nichts werth zu halten. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter ihm eine große Schmeicheley sagen wollte, nemlich: man könne nur das Tuch

in seiner Hand taxiren, seine erhabene Person hingegen sey unschätzbar.

Als das Christenthum in Deutschland geprediget wurde, entstand die Frage, ob es erlaubt sey, aus Hörnern zu trinken, wie die alten Deutschen? — die Theologen meynten Ja, wenn man nur das Kreuz darauf mache. — Die Angelsachsen brachten den Gebrauch, aus Hörnern zu trinken, mit sich nach Brittanien. Ein König der Mercier vermachte den Mönchen sein Tischhorn, um an großen Festen daraus zu trinken, und nie wurde eine testamentarische Verordnung gewissenhafter erfüllt. Aehnliche Stiftungen geschahen in Deutschland, daher bisweilen in Urkunden der Wein, den die Mönche bekamen, Cornua genannt wurde. Auch der Monat Februar soll daher den Nahmen Hornung führen, weil in demselben die alten Deutschen am liebsten schmausten.

Inhalt.

Seite

Die barmherzigen Schwestern. . . 3
Die Decenz der Türken. 5
Wink und Warnung für Geschichtschreiber. . 6
Ueber Theater. 8
Die Waldenser und die Feldmäuse. . . 16
Der letzte Dauphin. 19
Die Kapelle am Ufer des adriatischen Meeres. . 26
Lamoignon. 74
Pedro de la Gasca. 91
Die Feengrotte. 99
Die Ziffern. 113
Empfehlungswürdiges Beyspiel für zanksüchtige Schriftsteller. 115
Die Kniffgenies. 119

Ein Vorbericht. 123
Preisfragen 128
Der Prätendent. 133
Das abgeschnittene Haar der Morgenländer. . 137
Fragmente aus der Geschichte der spanischen
Dichtkunst. 139
Quodlibet. 157



